

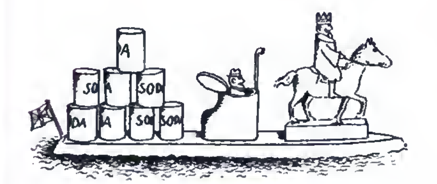
Der Stern
Beilage „Sternchen"
Heft 15 • 11. Jahrgang • 12. April 1958 • Verlagsort Hamburg
50 PF
In Gottes – und in unserer Hand
Dreißigtausend deutsche Kinder können nur mit Herz-Lungen-Maschinen gerettet werden. Seiten 8 bis 15
DIE GROSSE ILLUSTRIERTE
Ein gewisses Lächeln heißt der Film, in dem die Französin Christine Carere eine der Hauptrollen spielt

Sternschnuppen

SPUK. Auf einem Bauernhof in Breitenfelde bei Mölln setzte sich plötzlich die Wasserpumpe von allein in Bewegung, das Telefon begann unaufhörlich zu läuten, eine elektrische Kochplatte wurde unversehens glühend heiß, und zwei Kühe im Stall fielen tot um. Während alle Leute an einen Spuk glaubten, stellte ein Elektriker nüchtern fest: die Dreschmaschine hatte einen Kurzschluß verursacht und das Haus unter Strom gesetzt.

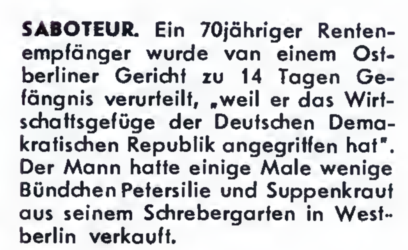
GLAUBHAFT. Jahrelang glückte es einem amerikanischen Betrüger, sich als Mitarbeiter des UN-Generalsekretärs Hammarskjöld auszugeben. Wenn die Gläubiger dieses Hochstaplers ungeduldig wurden und drohten, sich an die UN zu wenden, pflegte er zu sagen: „Sie werden dort keine Bestätigung meiner Existenz bekommen, weil meine Arbeit ganz geheim ist."

GING AUCH SO. In Stockport (England) mußte ein Mann vor dem Richter klarlegen, warum er sich für sein Fernsehgerät keine Lizenz besorgt habe. Der Mann antwortete erstaunt: „Hohes Gericht — weil ich die erstaunliche Feststellung gemacht habe, daß das Gerät auch ohne Lizenz hervorragend funktionierte."



HUMOR. Mrs. Gloria Roden klagte vor einem Londoner Scheidungsrichter und führte zum Beweis der seelischen Grausamkeit ihres Mannes an: „Als ich ihn fragte, was er sich zum Geburtstag wünsche, sagte er — erstens eine Ehescheidung, zweitens 50 000 Tonnen Soda, drittens eine Statue König Georg III. und viertens ein Unterseeboot." — Der Scheidungsrichter klärte die besorgte Ehefrau auf, daß diese Wünsche keine Grausamkeit seien, sondern eher Ausdruck eines „eigenwilligen Humors".

AUCH HUMOR. Erich Brehm, der Leiter des Ostberliner Kabaretts „Die Distel", wurde seines Postens enthoben, weil er ein neues Programm unter dem Titel „Beim Barte des Proleten" vorbereitet hatte. Hohe SED-Funktionäre erblickten unter diesem Titel eine Anspielung auf den Spitzbart ihres Ersten Parteisekretärs Walter Ulbricht.



SABOTEUR. Ein 70jähriger Rentenempfänger wurde von einem Ostberliner Gericht zu 14 Tagen Gefängnis verurteilt, „weil er das Wirtschaftsgefüge der Deutschen Demokratischen Republik angegriffen hat". Der Mann hatte einige Male wenige Bündchen Petersilie und Suppenkraut aus seinem Schrebergarten in Westberlin verkauft.

HERRLICHE ZEITEN. In der Zeitschrift „Listener" bezeichnet der englische Philosoph Bertrand Russel die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts als einen außergewöhnlich friedlichen Zeitabschnitt. Während es auf der ganzen Welt zwischen 1850 und 1900 insgesamt 48 Kriege gegeben habe, seien es von 1900 bis 1950 nur 27 Kriege gewesen.

FACHLEUTE. Eine Gruppe von Polizisten verursachte in Paris eine Verkehrsstörung. Die Polizisten ließen sich vor ihrem Wagen mitten auf einer Hauptstraße fotografieren und blockierten so den Verkehr. Das Auto trug die Aufschrift: „Kommission zur Verbesserung der Verkehrsbedingungen in Paris."



SPORTLICH. Weil er zu spät gekommen war, mußte der siebenjährige Tony Braithwaite aus Whitstable (England) fünfzigmal zur Strafe den Satz aufschreiben: „Ich darf nicht zu spät zur Schule kommen." — Am nächsten Tag erschien Tony mit der Strafarbeit, die aber sein Vater geschrieben hatte, und unter der folgende Bemerkung stand: „Es war meine Schuld, daß Tony zu spät kam, und darum war es einfach fair, daß ich die Arbeit schrieb."

WERBUNG. Das Straßensicherheitsamt der Stadt Gillingham (England) verbot ein Plakat, auf dem mit folgenden Worten für Verkehrssicherheit geworben wurde: „Autofahrer, haltet euch links!" (In England herrscht Linksverkehr.) In der Begründung des Verbots heißt es, das Plakat könnte politisch ausgelegt werden, da in vier Wochen Gemeindewahlen stattfänden.



FREIWILD! Anzeige im Industrie-Anzeiger Essen vom 4. 3. 1958: „Alleinhersteller einer neu konstruierten Maschine für die Holzbearbeitung zu verkaufen, nur an kapitalstarke, modern eingerichtete Maschinenfabrik und Eisengießerei..."

ANSCHLAG. Bekanntmachung der Gemeindekanzlei einer rumänischen Ortschaft: „Das Analphabetentum muß mit allen Mitteln bekämpft werden.. Die Genossen Analphabeten werden hiermit aufgefordert, sich sofort in der Gemeindekanzlei zu melden. Beginn der Abendkurse im Lesen und Schreiben wird noch durch Anschlag bekanntgegeben."

AUSSICHTSLOS. In Heilsbronn (Kreis Ansbach) wurde ein 19jähriger vom Jugendgericht zu 48 Stunden Haft verurteilt, weil er sich weigerte, einen Personalausweis zu beantragen. Als er sich im Gefängnis zum Strafantritt meldete, weigerte man sich, ihn aufzunehmen, weil er keinen Personalausweis hatte.

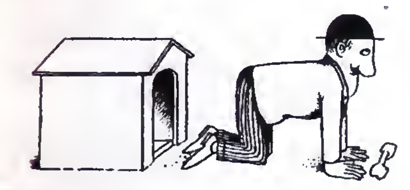


KNACKS. Ein Oberingenieur aus Frankfurt wurde beim Nüsseknacken von einem Schienenbus angefahren und verletzt, teilte die Polizei in Goslar mit. Der Oberingenieur hatte sich in eine Kurve der Eisenbahnstrecke Goslar-Altenau (Oberharz) gesetzt, die Nüsse auf die Schienen gelegt und mit einem Schraubenschlüssel geknackt. Da er in diese Beschäftigung völlig vertieft war, bemerkte er nicht das Nahen des Zuges. Er wurde angefahren und trug leichte Verletzungen davon.

DANKBARKEIT. In Boston (USA) hinterließ ein Junggeselle sein gesamtes, nicht unbeträchtliches Vermögen drei älteren Damen, die einst seine Heiratsanträge ausgeschlagen hatten. Als Begründung heißt es in seinem Testament: „Ihnen verdanke ich alle Ruhe und Zufriedenheit meines späteren Lebens."

KRANK. Der 66jährige pensionierte amerikanische Korvettenkapitän Jesse Kenworthy, ein mehrfach ausgezeichneter Kriegsheld, kam bei einer Taxifahrt mit dem Chauffeur des Wagens, Bruno del Carlo, ins Gespräch. Del Carlo schilderte dem Kapitän in bewegten Worten, wie sehnlich er sich ein eigenes Taxi wünsche und wie glücklich seine Familie dann von diesem Verdienst leben könnte. Als der Korvettenkapitän ausstieg, überreichte er dem Chauffeur einen Scheck über 3000 Dollar. Als das amerikanische Verteidigungsministerium durch die Zeitungen von diesem großzügigen Geschenk erfuhr, ließ es den Korvettenkapitän zu einer Untersuchung seines Geisteszustandes vor einen Vertrauensarzt zitieren.



HUNDE. Der britische Landwirtschaftsminister Heathcoat-Amory erklärte in einem Zeitungsartikel: „Ein Minister sollte auch einmal freundliche Worte zu hören bekommen — er hört sie genauso gern wie ein guter Hund."



Zum Nachwuchs

gehört Christine Carere, die wir bei uns in Deutschland durch den Film „Frühling in Paris" kennengelernt haben. Hollywood verfilmt jetzt den zweiten Roman der jungen französischen Autorin Françoise Sagan „Ein gewisses Lächeln". Für Christine ist diese Hauptrolle ein Riesensprung auf der Leiter der Erfolges



erscheint an jedem Mittwoch im
Verlag Henri Nannen GmbH
Hamburg 1, Curienstr. 1, Pressehaus, Telefon 32 28 91, Nachtnummer 32 05 28 oder 32 53 31, Fernschreiber 021 11 83

Chefredakteur: Henri Nannen
z. Z. verreist

Stellvertreter: Karl Beckmeier

Chef vom Dienst: Kurt Bacmeister

Redaktion: Nick H. Barkow, Günter Dahl, Joachim Heldt, Dr. Gerd Hennenhofer, Hans Herlin, Michael Harbach, Franz Kliebhan, Henry Kolarz, Erhard Kortmann, Wolfgang Löhde, Hans-Joachim Ludwig, Hans Nogly, Ralf Oertel, Günther Radtke, Wolfgang Schraps, Eberhard Seeliger, Hans Wehrle, Kurt Walber

Ständige Sternreporter: Hannes Betzler, Georg Brock, Ralf Gillhausen, Gerd Heidemann, Hans Fischer

Berliner Redaktion:
Hannes Dahlberg, Berlin-Halensee, Kurfürstendamm 71, Telefon 97 44 54

Süddeutsche Redaktion:
Ernst Grossar, München 2, Arcostr. 5, Telefon 55 53 63
Fernschreiber München 05 23204

Hannoversche Redaktion:
Lothar Wiedemann, Hannover, Friedenstraße 9, Telefon 2 61 36

Frankfurter Redaktion:
Bruno Waske, Frankfurt am Main, Duisbergstraße 3, Telefon 55 40 24

Südwestdeutsche Redaktion:
Reinhard Überall, Stuttgart-S, Hohenstaufenstr. 19, Telefon 70 83 93

Ausländische Redaktionen:

Wien: Dr. Ernst Brauner, Wien I, Rosenbursenstraße 8, Telefon 53 43 09
Fernschreiber 01/1633

Rom: Klaus Rühle, Rom, Via Monte Tomatico 4, Telefon 89 82 45

Mailand: Dr. Maria Pelancini, Mailand, Via Kramer 32, Telefon 20 34 78

Paris: Edmond Lutrand, Paris VIe, 15, rue de l'Echaudé-Saint-Germain, Telefon DAN 90-94

London: Peter G. Wichmann, London SW 10, 19, Redcliffe Square, Telefon FRE mantle 2298, Telegramme: pixfeature London

New York: Yvonne Spiegelberg, 1349 Lexington Avenue, New York 28, N. Y
Telefon: SAcramento 2—7700

Anzeigen und Vertrieb: Henri Nannen GmbH, Hamburg 1, Curienstraße, 1 (Pressehaus), Tel. 32 28 91. Anzeigenpreis nach Tarif, Liste 19 vom 1. 4. 1958 Alle Zahlungen auf das Konto des Verlages beim Bankhaus Brinckmann, Wirtz & Co., Hamburg 1, oder Postscheck Hamburg 84 80. Preis des Einzelheftes 0,50 DM, bei Lieferung frei Haus zuzüglich ortsüblicher Zustellgebühr (Ausgabe B monatlich 1,62 DM zuzüglich Zustellgeld, nur für Buchhändler), Monatsabonnement 2,16 DM zuzüglich Zustellgeld. Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten, Zeitschriftenhandlungen sowie der Verlag entgegen. Der Stern darf nur mit ausdrücklicher Genehmigung des Verlages in Lesezirkeln geführt werden.
Satz: Gruner Druck GmbH., Hamburg 1, Curienstr. 1 (Pressehaus). Tiefdruck: Gruner & Sohn, Itzehoe in Holst. Printed in Germany.

Zwei Kronen und ein Kuß

Es war das erste Mal, daß ein Träger der britischen Krone der holländischen einen offiziellen Besuch abstattete. Der Königssalut knallte, als Elizabeths Jacht „Britannia" in den Hafen von Amsterdam einlief — und dann rollten die Feierlichkeiten ab. So prunkvoll wie in anderen Ländern ging es freilich in Holland nicht zu. Denn Holland ist klein und hat überdies schwere Sorgen mit den Staatsfinanzen. Die umsichtige Landesmutter Juliana hatte also das Protokoll angewiesen, sich nach der Decke zu strecken. Der Herzlichkeit waren jedoch keine Grenzen gesetzt.



Auf beide Wangen *küßten sich die beiden einzigen regierenden Königinnen der Welt, als sie sich zum erstenmal offiziell trafen. „Wie hübsch!" – Immer wieder tönte dieser Ruf aus der riesigen Menschenmenge, die sich an Elizabeths 31jähriger, strahlender Erscheinung begeisterte. Juliana, 49, empfing ihren Gast mit mütterlicher Umsicht*

Der Ohnmächtige *vom Dienst durfte natürlich nicht fehlen. Als solle Königin Elizabeth nicht auf ein Bild verzichten müssen, das sie von den Paraden in London her gewohnt ist, fiel der Wachsoldat stocksteif um. Seine Kameraden konnten nichts für ihn tun. Ein Offizier bemühte sich schließlich um den Bewußtlosen* ⇨

Sie wußten, warum sie sich zulächelten. In der Aufregung der Empfangsfeierlichkeiten im Amsterdamer Hafen war Hallands Kranprinzessin, die 19-jährige Beatrix, gestrauchelt und wäre ins Wasser gefallen, hätte Prinzgemahl Philip sie nicht rasch gestützt. Nach am nächsten Tag amüsierten sich die beiden darüber



Einer blieb drinnen während sich die käniglichen Gäste nach ihrer Ankunft auf dem Balkan des Schlasses zeigten: Hallands Prinzgemahl Bernhard. Er war schwer erkältet. Lachend wies Königin Juliana auf ihren Mann, der sich varsichtig hinter dem Fenster hielt — und die Amsterdamer lachten mit



Reinlichkeit unter allen Umständen", lautet Hollands Devise, und Amsterdams Straßenfeger lieferten einen schönen Beweis ihres Diensteifers: Kaum waren Staatskarosse und berittene Garde vorbei, beseitigten sie auch schon radikal die Spuren des Zuges

Kein Fest ohne Erinnerungsfoto. Links sitzt Elizabeth II., rechts die schlanker gewordene Königin Juliana. In der Mitte stehen Kronprinzessin Beatrix und deren Schwester Irene. Die beiden Herren sind Prinz Philip (links) und Prinz Bernhard — Europas einzige Prinzgemahle; beide sind deutscher Abstammung





Zeigt her eure Hütchen: Der Frühling, der überall Einzug hielt, hatte beide Königinnen zum blütengeschmückten Kopfputz greifen lassen. Manche sahen darin ein Zeichen dafür, daß Elizabeth und Juliana ein Herz und eine Seele waren



Vom Galadiner zum Festkonzert: Der Gardeoffizier salutierte, Königin Elizabeth – so schön und so graziös, wie man sie selten sah – winkte huldvoll den Zaungästen zu, während Gastgeberin Königin Juliana glücklich und zufrieden vor sich hinlächelte. Denn nichts hatte die Freude dieser Tage getrübt



Deutschland braucht Herz-Lungen-Maschinen. Tausende herzkranke Kinder könnten mit ihrer Hilfe gerettet werden. Aber die Krankenhäuser haben kein Geld. Soll das Leben dieser Kinder zerbrechen, nur weil ein paar Mark fehlen? Das liegt jetzt bei jedem von uns

In Gottes – und in unserer Hand

Ein Bericht von Gerd Hennenhofer und Reinhard Überall



Christl Kälberer *ist in den USA durch eine Herz-Lungen-Maschine gerettet worden. Das neunjährige Mädchen aus Oetlingen in Württemberg litt an einem tödlichen Herzfehler. Es hatte ein Loch in der Scheidewand zwischen den beiden Herzkammern. Christl wäre mit diesem Fehler kaum zwanzig Jahre alt gewarden. Doch der Pfarrer von Oetlingen sammelte 12000 DM, um Christl zu dem berühmten Herzchirurgen Dr. Kirklin nach Amerika zu schicken. (Der Stern berichtete vor vier Monaten darüber.) Dr. Kirklin besitzt eine Herz-Lungen-Maschine. Dreieinhalb Stunden lang operierte er Christl und vernähte das Loch in der Scheidewand mit einem Stück Plastikstoff. Heute ist Christl gesund. Sie ist sogar in den Oetlinger Turnverein eingetreten und springt mutig vom hohen Kasten (links). Seit Christl in Amerika war, werden in vielen Städten für einzelne Kinder Spenden gesammelt. Oft über 20000 DM für ein Kind. Und die vielen anderen* ⇦ *kranken Kinder? Da gibt es nur eine Lösung: Herz-Lungen-Maschinen für Deutschland!*

Einer von 30000 *ist der kleine Ingo Reinefeldt aus Berlin. Das sechsjährige Kind ist mit mehreren schweren Herzfehlern zur Welt gekommen. Kein Arzt in Deutschland hat ihm bisher helfen können. Als Ingos Eltern im Stern den Bericht über Christl Kälberer lasen, schrieben sie an die Redaktian. „Am 28. Mai vorigen Jahres wurde Ingo bereits einmal in Berlin zum Zwecke der Sprengung der Lungenschlagader operiert, und man versprach sich davon eine wesentliche Besserung seines Zustandes. Jedach hockt er sich genau wie vorher beim Spielen hin, bekommt oft bläuliche Lippen und Fingernägel und ist kaum imstande, zwei Treppen zu steigen. Er kann Ostern nicht in die Schule gehen, abwohl er (ohne Mutterstalz) ein kluges Kind ist und die Schule brauchte. Gibt es nicht eine Mäglichkeit auch unserm Kind zu helfen, daß nicht alle Schmerzen und alles Ausgestandene umsonst waren? Wir selbst sind leider niemals in der Lage, Inga nach Amerika zu bringen."*



Die Herz-Lungen-Maschine *ersetzt während der Operatian am affenen, blutleeren Herzen den Kärperkreislauf. Das verbrauchte, venäse Blut wird durch Plastikschläuche in die Maschine geleitet, die nun die Funktian der Lunge übernimmt und das Blut mit Sauerstoff anreichert. Danach erfüllen Pumpen die Funktian des Herzens und treiben das frische, arterielle Blut zurück in den Kärper. Entscheidend ist, daß mit Hilfe dieser Maschine das Herz bis zu drei Stunden ersetzt werden kann. Sa kann der Arzt auch schwerste Fehler behandeln. Doch die Herz-Lungen-Maschine rechts steht in einer Pariser Klinik und nicht in Deutschland. Unsere Herzchirurgen, die ebenso tüchtig sind wie die amerikanischen und französischen, können nur kleinere Fehler behandeln, denn sie haben für jede Herzaperatian nur sechs Minuten Zeit. Und was kastet ein solcher Apparat, der Ungezählten das Leben retten wird? Im Höchstfalle 200 000 DM!* ⇨

Jede Woche müssen zwölf herzkranke Kinder sterben

Ingo hat nie Appetit *Obwahl Frau Reinefeldt tratz des geringen Einkommens die besten Speisen für ihr krankes Kind kauft, hat der Junge nie richtigen Kinderhunger und bleibt in seiner körperlichen Entwicklung sehr zurück. Jede Krankheit, selbst die kleinste Erkältung, ist für ihn lebensgefährlich. Das Kind hat schon endlose Monate im Krankenhaus verbracht und bereits eine Herzoperation zur Weitung der Lungenschlagader hinter sich*

Die Hockstellung *ist typisch für den herzkranken Ingo. Er braucht nur einige Minuten mit anderen Kindern im Freien zu toben, dann muß er sich hinhacken und ringt nach Luft. Dadurch, daß sich im Herzen Ingos das sauerstaffreiche Blut aus der Lunge mit sauerstaffarmem Blut vermischt, ehe es in den Körperkreislauf gelangt, leidet das Kind ständig an Sauerstoffmangel. Die Hockstellung ist eine instinktive 'Schonhaltung' zur Verringerung des Sauerstoffbedarfs*





Ingo ist erschöpft *vom Treppensteigen. Sein dreijähriges Brüderchen Immo, das ohne Herzfehler zur Welt kam und vor Gesundheit und Kraft stratzt, zerrt ungeduldig an seiner Hand. Aber Ingo kann die Treppen zur Wahnung im dritten Stock nur mit vielen Pausen bewältigen, in denen er mühsom nach Atem ringt. Die Reinefeldts sind politische Flüchtlinge. Sie haben lange im Lager gelebt, bis man sie in ein einfaches Neubauhaus einwies. Der Vater verdient als Elektromechaniker 400 Mark brutto. Er muß die Wohnung behalten, die er nun einmal hat, und kann sich nicht wegen seines herzkranken Kindes eine Parterrewohnung leisten. So kommt Ingo ganz selten zum Spielen im Freien, weil er nach jedem Spielen die Treppen steigen muß und dann stundenlang müde ist. Ingo ist ein gescheiter, hellwacher Berliner Junge. Er wäre Ostern zur Schule gekommen. Aber daraus wird nun nichts, weil die 800 Meter Schulweg und das Mappentragen für ihn zu anstrengend sind*



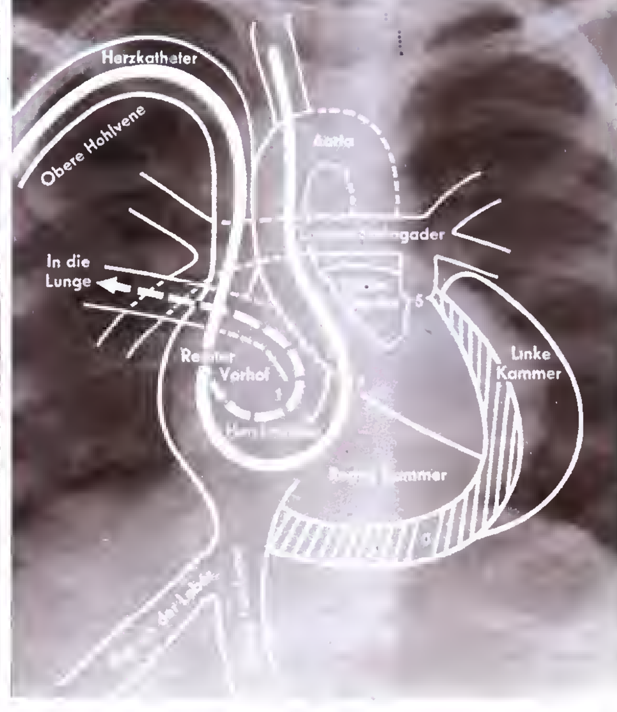
Der erste Flug seines Lebens *brachte den kleinen Ingo und seine Mutter noch Ulm, wo er auf Veranlossung des Stern von Professor Dr. Franz J. Niedner, einem der bedeutendsten deutschen Herzchirurgen, untersucht werden sollte. Sternredokteur Dr. Gerd Hennenhofer holte Ingo in Stuttgart ab und brachte ihn ins Krankenhous*

Prof. Niedner

Vorstand der Chirurgischen Klinik an den Städtischen Krankenanstalten Ulm-Donau, prüfte die bisherigen Krankenbefunde Ingos und beschloß, durch seinen Herzspezialisten Dr. Hans Georg Kaatz (im Vordergrund) einen Herzkatheter nach der Methode des deutschen Nobelpreisträgers Professor Dr. Forssmann machen zu lassen. Mit dem Katheter können angeborene Mißbildungen des Herzens festgestellt werden. Dieses Bild zeigt eine Szene aus dem Fernsehfilm über die Not herzkranker Kinder, der am Abend des neunten April um 20.35 Uhr über alle deutschen Fernsehsender ausgestrahlt wird. Um dem Aufruf zur Beschaffung von Herz-Lungen-Maschinen für Deutschland noch größeres Gewicht zu verleihen, haben wir das Fernsehen eingeladen, diese Reportage mit dem Stern gemeinsam zu machen



Das Röntgenbild zeigt, wie der Katheter vom rechten in den linken Vorhof und von dort in die Lungenschlagader geht



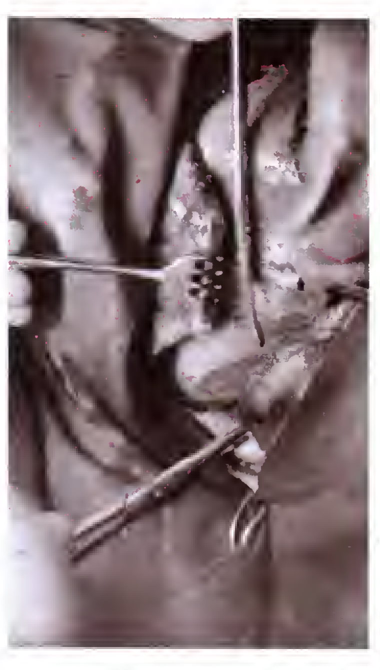
Ingo hat fünf Herzfehler. Alle könnten operativ beseitigt werden — aber nur mit Hilfe einer Herz-Lungen-Maschine

Der Herzkatheter *wurde bei Ingo von Dr. Kaatz angelegt. Das Kind, sonst immer aufgeregt und ängstlich, wenn es weiße Kittel und ärztliche Geräte sieht, war diesmal ganz ruhig. Dr. Kaatz legte Ingo auf einen klappbaren Röntgentisch. Dann führte er durch die Armvene die lange, biegsame Röhre des Herzkatheters ein. Nun wurde das Licht gelöscht. Auf dem matten Röntgenschirm über dem Brustkasten Ingos verfolgte der Arzt den Weg des Katheters, den er immer weiter vorschob — bis ins Herz hinein. Der Katheter wanderte in den rechten Herzvorhof und stieß ohne Widerstand in den linken Vorhof. So fand Dr. Kaatz den ersten Defekt: Ein Loch in der Vorhofscheidewand (1). Der Arzt zog den Katheter etwas zurück und stieß ihn dann weiter in die rechte Herzkammer vor. Ohne Widerstand wanderte die Röhre durch ein Loch in der Scheidewand zwischen beiden Kammern (2) und geriet dann in die Aorta, die auf dem zweiten Defekt „reitet" (3). Aber Ingo hat noch zwei weitere Fehler: Muskelzuwachs und Vergrößerung der rechten Herzkammer (4) und eine Verengung der Lungenschlagader (5), die bei der Operation im vergangenen Jahr weitgehend behoben wurde*

Der Stern war Zeuge einer dramatischen Operation am offenen Herzen. Professor Niedner hatte für diesen Eingriff nur sechs Minuten Zeit



Die Öffnung des Brustkorbes. Professor Niedner macht einen langen Schnitt quer über die Brust zwischen der vierten und fünften Rippe. Drei Assistenzärzte fassen in Eile olle blutenden Adern mit Gefäßklemmen und binden sie mit Zwirn ab



Das Brustbein ist mit einem scharfen Meißel glatt durchschlagen worden. Es wird noch oben und unten gezogen, um den Brustinnenraum freizulegen. Keiner im Operationssaal spricht ein Wort. Man hört nur dos leise Klicken der Instrumente



Das Operationsfeld liegt frei. Brustbein und Rippenbögen werden durch einen Rippensperrer aus Metall festgeholten. Oben und unten die weißlichen, künstlich beatmeten Lungenflügel. In der Mitte das Herz



Das Herz der kleinen Patientin hat eine normale Form und schlägt ruhig. Prof. Niedner hot den Herzbeutel durch einen vorsichtigen Schnitt geöffnet. Es werden Schlingen um die Venen gelegt, um bei der Öffnung des Herzens die Blutzufuhr zu stoppen



Der Vorhof ist geöffnet. Aber noch verhindert eine Klemme das Ausbluten des Herzens. Sorgfältig wird um dos kleine Loch eine „Tabaksbeutelnaht" gelegt

Die achtjährige Ursula soll an diesem Morgen operiert werden. Professor Niedner hat sich vorgenommen, ein großes Loch in der Scheidewand zwischen den beiden Herzvorhöfen des Kindes mit einem Stück Kunststoff zu schließen. Dieser Defekt kann gerade noch ohne Herz-Lungen-Moschine operiert werden — ober der Chirurg hot für den Eingriff am offenen, blutleeren Herzen nur sechs Minuten. Wenn er diese Zeit nur um eine oder um zwei Minuten überzieht, sterben die Gehirnzellen wegen des Sauerstoffmangels ob, und der Tod des Kindes tritt ein. Vor der Operation wurde der Körper des Mädchens in einer Matratze, durch die ständig Eiswasser gepumpt wird (links), auf 30 Grad unterkühlt, um so den Blutkreislauf zu dämpfen. Während dieser Zeit versorgen zwei Narkoseärzte das Mädchen auf dem Operationstisch (oben). Durch die Luftröhre wird ihr ständig Sauerstoff zugeführt. An Hand- und Fußgelenken sind die Schellen des Elektrokardiographen angeschlossen, der die Herztätigkeit aufzeichnet. Durch Thermometer in Mund und After wird ständig die Temperatur kontrolliert, und in der Armvene sitzt ein Schlauch, durch den der Blutverlust während der Operation laufend ersetzt werden konn. Von oll diesen Vorbereitungen merkt dos narkotisierte Mädchen nichts

Achtung, öffnen! Stoppuhr läuft!



„Klemme auf!“ sagt der Chirurg. Im selben Augenblick quillt aus dem weit geöffneten Herzen das Blut, das sofort abgesaugt wird



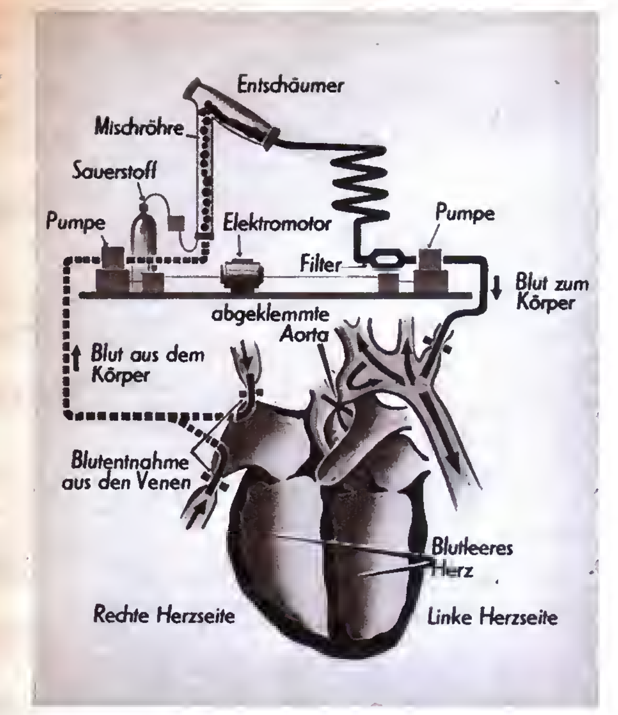
Die Hände Professor Niedners nähen in fliegender Eile die Kunststoffprothese ins Herz. „Drei Minuten dreißig Sekunden“, sagt der Zeitansager



„5 3/4 Minuten“ sagt der Zeitansager. „Defekt geschlossen!“ antwortet der Chirurg. Er hat das Loch im Herzinnern glatt vernäht

Der Finger im Herzen tastet den Defekt ab. Ein Assistent zieht um den Finger Niedners herum die „Tabaksbeutelnaht“ zu, damit noch kein Blut entweichen kann. Niedner fühlt, daß der Defekt 5×3 cm groß ist, und schneidet ein Stück Ivalon-Kunststoff zurecht (links), mit dem das Loch vernäht wird

Weiter auf Seite 14/15



200 000 Mark kostet die teuerste Herz-Lungen-Maschine. Sie steht in der berühmten Mayo-Klinik in Rochester/USA, in der auch Christl Kälberer operiert wurde. Die amerikanische Maschine ist deshalb so teuer, weil ihre Pumpen elektronisch gesteuert sind. Da ohnehin aber drei Ärzte die Maschine während der Operation überwachen müssen, kann man auf die elektronische Steuerung auch verzichten. So könnte ein gleichwertiger Apparat für wesentlich weniger Geld hier in Deutschland gebaut werden und ungezählten Kindern das Leben retten. Die Arbeitsweise der Maschine, die stundenlang die Funktion des Herzens übernimmt, wird auf dem Schaubild links erklärt



Die Pariser Maschine *(links im Bild) hat schon bei zahlreichen Operationen einwandfrei funktioniert. Sie kann in der Minute bis zu 10 Liter Blut mit Sauerstoff anreichern*

Was geschieht, wenn das Herz plötzlich steht?





„Herzflimmern“ *kann es bei einer schweren Operation plötzlich heißen. Das Herz hört auf einmal auf zu schlagen. Statt kräftig zu pulsen, zittert es nur nach schwach. So beginnt der klinische Tod des Patienten. Noch vor wenigen Jahren hätte in einem solchen Fall jeder Arzt resigniert. Heute ist die Herzchirurgie so weit, mit dem Tod um das Leben zu ringen. Aber es kommt, wenn das Herz flimmert, auf jede Sekunde an. „Defibrillator!“ befiehlt der Chirurg. Dann nimmt er die beiden Eisenstäbe mit den Metalltellern am Ende in seine Hände und preßt sie seitlich ans Herz (oben). „Schock!“ befiehlt er. Im selben Moment wird ein starker Stromstoß durchs Herz gejagt. Sofort hört das Flimmern auf. Das Herz steht vollkommen still. Jetzt beginnt der Chirurg, das Herz mit seinen Händen kräftig zu massieren (rechts). Gleichzeitig wird der Patient weiter beatmet. Noch einmal ein Stromstoß, wieder Massage und immer wieder. Und nach wenigen Minuten schlägt das Herz wieder gleichmäßig im alten Takt und treibt das Blut durch den Körper. Der Tod ist besiegt*



Prof. Dr. Niedner *in Ulm soll die Herz-Lungen-Maschine bekommen, deren Gebrauch er in den USA studierte. Allein in seiner Klinik waren schon zahlreiche Kinder, deren Leben er nur mit der Herz-Lungen-Maschine retten konn*

Es gibt die Herz-Lungen-Maschine. Wir haben in Deutschland Ärzte, die mit ihr arbeiten können. Uns fehlt nur das Geld



Die kleine Ursula wird nach der Herzoperation, die wir in unserem Bericht schilderten, ins Bett getragen. Neun Tage nach dem Eingriff durfte sie schon wieder aufstehen. Sie ist gerettet

In Gottes Hand

liegt das Leben aller Menschen — und jeder von uns ist verpflichtet, das Leben zu achten und zu bewahren. Wissenschaft und Forschung haben die Mittel geschaffen, kranke Menschen zu heilen und Kinder, die vom Tode gezeichnet sind, zu retten

In unserer Hand

liegt es, den deutschen Herzchirurgen das Geld zu geben, das sie für die Rettung von 30000 herzkranken Kindern brauchen.

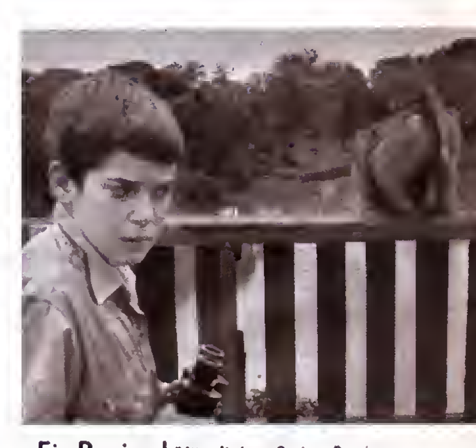
Die Krankenhäuser sind arm. Sie haben für diesen Zweck keine Mittel. Und jede Woche sterben Kinder, nur weil es an Geld fehlt

20000 Mark

spendet der Stern für die Herz-Lungen-Maschine, die Professor Niedner bekommen soll. Aber 20000 Mark sind nur ein Anfang. Wir bitten alle Leser, die Mitleid mit der Not unserer herzkranken Kinder haben, um ihre Hilfe – und wenn es kleinste Beträge sind

Bitte überweisen Sie Ihre Spenden an das Deutsche Rote Kreuz, Landesverband Hamburg, Postscheckkonto: Hamburg 2746, Kennwort „Herz-Lungen-Maschine“





Stern-Fotografin Chaplin – *während sich Papa Chaplin, Tochter Geraldine und der zwölfjährige Sohn Michael drei Wochen in Afrika ausruhten, war Mama Oona ständig mit Kamera und Blitzlicht unterwegs, um abwechselnd wilde Tiere und müde Chaplins zu fotografieren. In den Texten zu ihren Bildern schrieb sie uns: „Das Fotografieren war meine Erholung“*

„Ein Pavian! *Plötzlich saß eine Pavian-Mama auf dem Zaun“, schreibt uns Oona Chaplin. „Ich sagte zu Michael, er solle schnell gehen und dem Tier ein Stück Zucker geben. Michael war das sichtlich unangenehm. Wie Sie sehen: dem Pavian auch“*

Warten auf Abenteuer. „Diesen Plan wollten wir schon lange verwirklichen: einmal drei Wochen auf der Farm eines englischen Freundes in Afrika Ferien machen", schrieb Oona Chaplin dem Stern zu diesen Bildern. „Und eines Tages war es soweit. Nach einem ‚tränenreichen' Abschied von unseren vier jüngsten Kindern flogen wir von der Schweiz nach Kenya in Ostafrika. Zwei Tage später hielten wir unseren Einzug auf der Farm. Sie liegt am Rande eines Naturschutzgebietes am Fuße des Kilimandscharo. Charlie und unsere älteste Tochter Geraldine (im Bild links) fanden natürlich sofort den besten Platz zum Ausruhen: zwei Liegestühle auf der Veranda. Dieses Foto habe ich gemacht, weil es das typischste Bild für die beiden war, Charlie einfach faul und entspannt — die dreizehnjährige Geraldine immer etwas verträumt und mit einem Packen Bücher in der Nähe. Wenn man die beiden irgendwo suchte — man fand sie schließlich doch immer wieder auf der strohgedeckten Veranda, wo sie sich am liebsten aufhielten"

Charlie Chaplin bei den Affen

Chaplins Frau Oona fotografierte für den Stern eine Safari





„Da war er wieder, der Pavian; kaum war Michael weg, saß er wieder auf dem Zaun. Diesmal sollte Geraldine versuchen, ihn mit Zuckerstücken so lange festzuhalten, bis ich das beste Bild hatte. Geraldine entledigte sich dieser Aufgabe mit überlegenem Charme und großer Sicherheit. Das schien auch dem Pavian zu imponieren, denn jetzt wollte er partout nicht verschwinden"



„Dann kam Charlie — und der Pavian verwandelte sich in ein Standbild. Während sich Charlie um die richtige Belichtung bemühte, mimte der Pavian unnahbare Würde. Schließlich wurde es Charlie zuviel, und er zog sich wieder auf seinen Lieblingsplatz zurück (Bild rechts), wo er bald einschlief. Und so hatte eigentlich jeder von ihnen so reagiert, wie ich erwartet hatte"



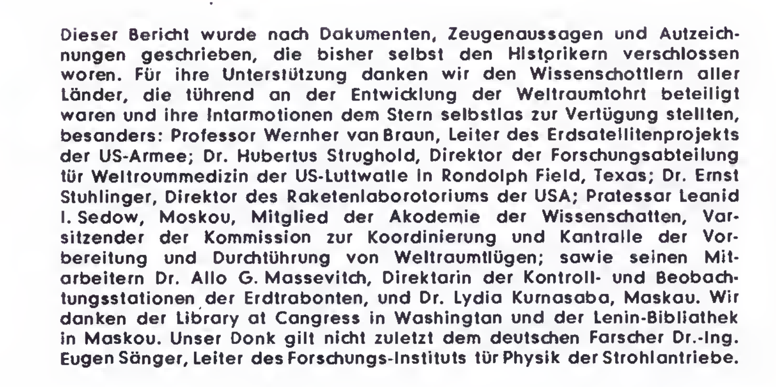
DER GROSSE STERNBERICHT VON HANS NOGLY



Als sich Ganswindt zur Seite wandte, entdeckte er den Kommissar mit dem steifen Hut. „Herr Rucks ...“, Überraschung war in Ganswindts Stimme. — „Ich habe Ihnen meinen Besuch gestern abend angekündigt“, sagte Rucks voller Hohn und Spott ZEICHNUNG: Günther Radtke

Nur ein Motor fehlte *Hermann Ganswindt war felsenfest davan überzeugt, daß er mit seinem „Hebeluftschrauben-Aeroplan“ hätte fliegen können. Wenn er nur im Besitz eines leichten und dach leistungsfähigen Matars gewesen wäre! Zwar hatte er auch einen Matar entwarfen. Aber wie sallte er bauen und Versuche anstellen, wenn er finanziell nicht genügend unterstützt wurde? – Ganswindt unterschätzte die technischen Schwierigkeiten. Er war erstaunlich einfallsreich, aber daß er nicht die Prableme gelöst, sandern nur den Weg zu ihrer Läsung gewiesen hatte, sah er niemals ein. Später gab er immer den Intrigen anderer die Schuld an seinem Mißgeschick* ⇨

TAUSEND JAHRE WIE EIN TAG



Dieser Bericht wurde nach Dokumenten, Zeugenaussagen und Aufzeichnungen geschrieben, die bisher selbst den Historikern verschlossen waren. Für ihre Unterstützung danken wir den Wissenschaftlern aller Länder, die führend an der Entwicklung der Weltraumfahrt beteiligt waren und ihre Informationen dem Stern selbstlos zur Verfügung stellten, besonders: Professor Wernher von Braun, Leiter des Erdsatellitenprojekts der US-Armee; Dr. Hubertus Strughold, Direktor der Forschungsabteilung für Weltraummedizin der US-Luftwaffe in Randolph Field, Texas; Dr. Ernst Stuhlinger, Direktor des Raketenlaboratoriums der USA; Professor Leonid I. Sedow, Moskau, Mitglied der Akademie der Wissenschaften, Vorsitzender der Kommission zur Koordinierung und Kontrolle der Vorbereitung und Durchführung von Weltraumflügen; sowie seinen Mitarbeitern Dr. Alla G. Massevitch, Direktorin der Kontroll- und Beobachtungsstationen der Erdtrabanten, und Dr. Lydia Kurnasaba, Moskau. Wir danken der Library of Congress in Washington und der Lenin-Bibliothek in Moskau. Unser Dank gilt nicht zuletzt dem deutschen Forscher Dr.-Ing. Eugen Sänger, Leiter des Forschungs-Instituts für Physik der Strahlantriebe.

Morgen kommt der Kaiser



Mit dem Start der künstlichen Monde Amerikas und Rußlands ins Weltall hat das Zeitalter der Raumfahrt begonnen. Der Mensch greift nach den Sternen und geht mit Riesenschritten in einen neuen Abschnitt seiner Geschichte. Nur wenige wissen, daß der Weg bis zum Start der ersten Raumrakete mit Enttäuschungen, Irrtümern und Intrigen gepflastert war. Die ersten Raketenforscher wurden als Träumer und Phantasten abgetan, verspottet und verhöhnt. Einer von ihnen, der Deutsche Hermann Ganswindt, den sie überall den „Edison von Schöneberg" nannten, wurde das Opfer des Übereifers eines kleinen Kriminalbeamten.

Als Mr. Samuel Clemens alias Mark Twain im Jahr 1891 nach Berlin gekommen war, führte er, wie es seine Gewohnheit war, Tagebuch, notierte sich, was ihm auffiel in Berlin, was ihm zusagte oder gegen den Strich ging.

Er schrieb über die Stadt: „... ist sicherlich ein glänzendes Zentrum des Geisteslebens, ein Ort, wo alles Erreichbare an Wissenschaft vom Suchenden zu finden ist ... Sie lehren alles hier, ich glaube, es gibt nichts auf der ganzen Welt, was man nicht in Berlin lernen könnte — ausgenommen die deutsche Sprache!"

Oder er trug ins Tagebuch ein: „... am ersten Sonntag in der Kirche gewesen. Am Dienstag schon kamen sie, wollten 12 Mark zur Unterstützung der Kirche. Bin nicht wieder hingegangen. Kann mir religiöse Erbauung zu diesem Preis nicht leisten ..."

Oder er notierte: „20. Februar 1892. Abendessen bei General von Versen. Saß rechts vom Kaiser. Prinz Heinrich, dessen Bruder, saß gegenüber ..."

Oder über ein anderes stocksteifes Essen an der kaiserlichen Tafel: „... es war halb sieben abends, und die eisige Atmosphäre hielt an bis kurz vor Mitternacht, dann endlich taute alles auf, beziehungsweise wurde überflutet von großzügigen Sturzbächen von Bier."

Diese Notizen hatte Kriminalkommissar Rucks jetzt in Form von Abschriften bei seinen Akten. Sie waren die Beute seines Besuches bei General von Versen. In Rucks' Phantasie hatte sein Besuch beim General gewaltige Dimensionen angenommen, und in der Polizei-

Morgen kommt der Kaiser

direktion Schöneberg tuschelten die Polizisten respektvoll, der Kommissar wäre nunmehr ein Herz und eine Seele mit einem persönlichen Freund des Kaisers, und der General hätte am Ende des Besuchs gerührt die Hand des Kommissars geschüttelt und gesagt, er werde bei Hofe die Verdienste des Kommissars gebührend zu würdigen wissen. Denn es wäre ein Skandal, wie dieser Hochstapler Ganswindt alle großen Namen der kaiserlichen Tafelrunde, angefangen von Mark Twain bis hinauf zu Exzellenz Schlieffen, dazu mißbraucht hätte, um gutgläubigen Geldgebern Sand in die Augen zu streuen. So sprachen die Polizisten, angeregt durch ein paar 'Äußerungen Rucks', der sein Licht nicht unter den Scheffel stellte.

In Wirklichkeit war nicht viel los gewesen im Hause des Generals. Ein devotwichtigtuender Kommissar in einem Salon voller Zierdeckchen, Kaiserbüste in der Ecke, gekreuzte Säbel an der Wand, daneben Reiterpistolen nebst Gemälde „Berliner Landwehr bei Langensalza". Vor dem Kommissar der General, klein, schneidig, pokkennarbig, prächtig anzusehen in der ungarisch verschnürten Husaren-Attila.

„Was wollen Sie, Kommissar?" Ein ungnädiger Blick aus Generalsaugen begleitete die Frage.

„Ein Schwindler namens Hermann Ganswindt hat den Namen des Vetters von Herrn Generals Gemahlin mißbraucht ..." Rucks war atemlos vor Respekt.

„Den Namen von Mark Twain?" Emporgezogene Generalsaugenbrauen.

„Jawohl, Herr General! Besagter Ganswindt, Herr General, wird in der Presse der ‚Edison von Schöneberg' genannt ..."

„Das ist dieser komische Erfinder von Fluggestellen und Tretwagen in Schöneberg, wie? Ich habe in den Zeitungen von ihm gelesen ... Was hat der mit dem Vetter meiner Frau zu tun?"

„Er behauptet, Mr. Mark Twain sei es gewesen, der ihm den Ehrennamen ‚Edison von Schöneberg' gegeben hätte!"

Der General zuckte die verschnürten Achseln. „Na und?"

„Bitte, Herr General, wenn ich fragen darf ... Haben Herr General besagten Ganswindt jemals bei Mr. Mark Twain gesehen?"

„Vorgestellt worden ist er mir nicht. Wieso soll er ein Schwindler sein?"

Der Kommissar erläuterte mühsam und geschraubt, warum Ganswindt verdächtig wäre. Der General machte ein Gesicht, als würde ihm die Zeit gestohlen.

„Herr General, der Mann ist ein Betrüger! Er prellt seine Geldgeber um den letzten Pfennig! Die Geldgeber haben sich durch die berühmten Namen blenden lassen. Nie hätten sie sonst Ganswindt Geld für seine angeblichen Erfindungen zur Verfügung gestellt. Angefangen hat es mit der angeblichen Anerkennung durch Mr. Mark Twain. Das war vor zehn Jahren ... Seitdem hat Ganswindt von seinen Teilhabern insgesamt 500 000 Goldmark bekommen. Eine halbe Million, Herr General! Das Geld ist weg, verloren, verbraucht! Einen Gewinn haben die Teilhaber nie gesehen!"

Der General wußte nicht recht, was er damit zu tun haben sollte.

„Was wollen Sie nun von mir?"

„Ich will beweisen, daß Mr. Mark Twain niemals mit Ganswindt zusammengetroffen ist! Daß er ihn niemals den ‚Edison von Schöneberg' genannt hat. Das hat Ganswindt gelogen und in die Welt gesetzt, weiter nichts!"

Der General sagte: „Der Vetter meiner Frau hat ein Tagebuch geführt. Ein paar seiner Notizen hat er meine Frau abschreiben lassen — es hat uns Spaß gemacht, zu wissen, was ein Amerikaner von Berlin hält. Sehen Sie die Abschriften durch — vielleicht steht was darin über diesen Ganswindt ..."

Damit war der General aufgestanden und hatte das Ende der Unterredung angezeigt. Kommissar Rucks hatte sich den Inhalt der Mark-Twainschen Tagebuchnotizen abgeschrieben.

„Ich werde den Schwindler zur Strecke bringen! Wenn Herr General an geeigneter Stelle erwähnen könnten, daß die Schöneberger Polizei im Kampf gegen das Verbrechen ihre Pflicht tut und stets eingedenk ist des Vertrauens, das Seine Majestät in die Organe der königlich-preußischen Polizei ..."

Der General hatte den Strammstehenden in kühler Höflichkeit verabschiedet.

*

Der Kommissar öffnete den Aktendeckel wie eine Schatztruhe, und seine Beweise legte er auf den Tisch, so, wie ein Juwelier Kostbarkeiten ausbreitet vor einem skeptischen, aber zahlungsfähigen Kunden.

„Bitte, lesen Sie die Tagebuchnotizen von Mark Twain, Herr Baron! Lesen Sie ruhig! Nichts steht darin über den großen Erfinder Ganswindt — gar nichts steht drin!"

Baron von Gersdorff saß Rucks gegenüber. Müde überflog er die Notizen.

„Das beweist doch gar nichts — das beweist doch nicht, daß Mark Twain und Ganswindt sich niemals begegnet wären — —. Warum sollte Mark Twain alles aufnotieren — —."

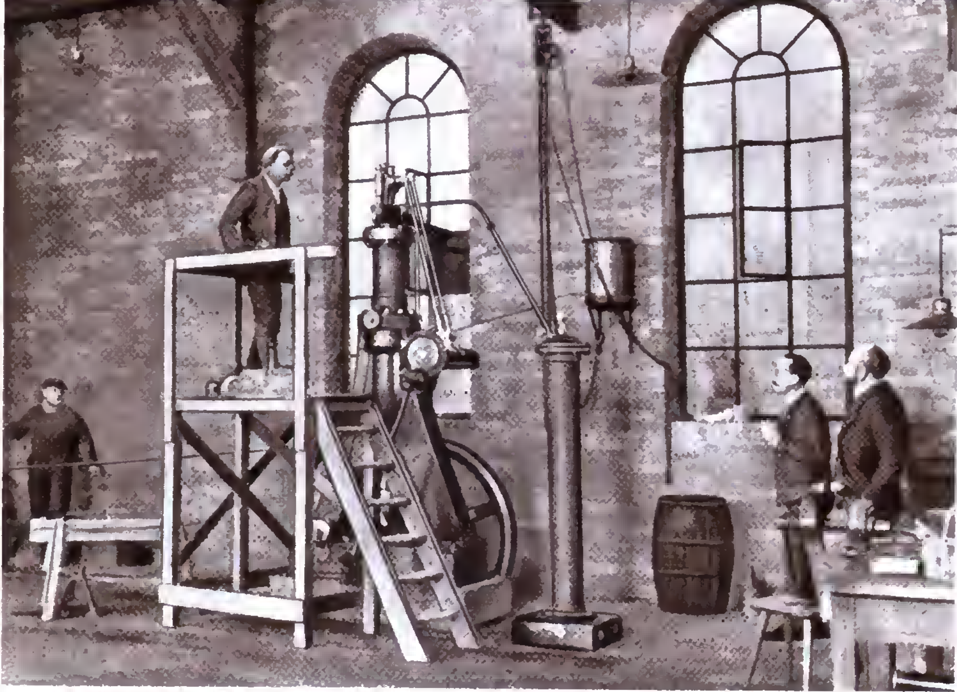
Rucks holte einen anderen Beweis hervor, setzte eine Kennermiene auf, ließ sein Beweisstück ordentlich blitzen, damit der andere den Wert auch erkenne.

„Und das hier?" fragte er. „Auszug aus dem Gästebuch des Hotel ‚Royal', Unter den Linden. Mark Twain ist am 31. Dezember 1891 eingezogen. Abgereist am 2. März 1892 nach Montana — —. Und hier: eine Liste aller Vorträge, die Ganswindt bisher gehalten hat. Er ist sehr ordentlich, unser Schwindler! Er schreibt genau auf, wo und wann er seine Geistesblitze vorm Publikum losläßt. Am 23. Dezember 1891 Vortrag in Seeburg, Ostpreußen, am 3. Januar in Allenstein, 23. Januar in Guttstadt, und so geht die Liste immer weiter, Herr Baron ... Ganswindt war in Ostpreußen, als Mark Twain in Berlin war! Hotelgästebuch und Vortragsliste, Herr Baron — —. Es sind immer die Kleinigkeiten, an denen Hochstapler scheitern — —."

Die Luft im Polizeibüro war stickig. Die Sonne, die durchs Fenster schien, ließ den Staub in ihren Strahlen tanzen.

Der Kommissar wedelte schon mit dem nächsten Dokument. →

Thomas Alva Edison, *den wir auf unserem Bild links mit seinem Sprechapparat, dem Urahn des Plattenspielers, zeigen, war in wenigen Jahren vom Zeitungsjungen zum wohlhabenden Industriellen aufgestiegen — dank seiner Erfindungen. Ganswindt eiferte ihm nach. Die Zeit war günstig, technische Neuerungen wurden in großen Ausstellungen gezeigt. Berlin bewunderte 1899 den „Straßenbahn-Omnibus" mit Schienenräumgerät*





Die Stufenleiter des Erfolges
hatte auch Rudolf Diesel erstiegen, als er 1893 vor seinem Wärmemotor stand, der in der Versuchswerkstatt der Maschinenfabrik Augsburg gebaut worden war. Die Firma Friedrich Krupp hatte ihn bei der Arbeit finanziell unterstützt. Man dachte nicht daran, den Dieselmotor in Fahrzeuge einzubauen. Auch als Antriebsmittel für Ganswindts Hubschrauber kam der Dieselmotor nicht in Frage. Dafür war er anfangs viel zu schwer. 1897 wurden die ersten verkaufsreifen Dieselmotoren der Augsburger Fabrik auf den Markt gebracht

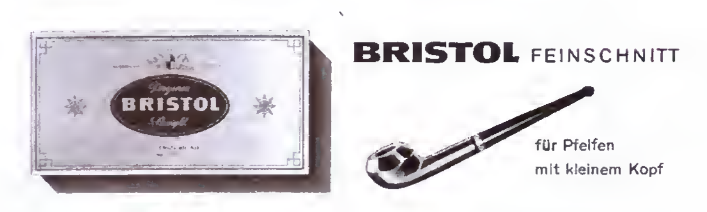
Zugeknöpft bis an den Hals
genoß man um die Jahrhundertwende das mondäne Strandleben. Ganswindt versprach, Reisende auf denkbar angenehme Weise zu ihrem Ferienziel zu bringen: mit seinem Hubschrauber. Unterwegs werde man „an den herrlichsten Panoramen vorübergeführt". Außerdem garantierte er völlige Reisesicherheit. „Zusammenstöße werden dadurch vermieden, daß in entgegengesetzter Richtung fahrende oder sich kreuzende Flugapparate in verschiedenen Höhen fahren." Bei einem Absturz werde man durch Fallschirme gerettet ⇨

Männer, denen wir Vertrauen schenken

Täglich begegnen wir ihnen. Ein Gefühl unbeirrbarer Sicherheit geht von ihnen aus. Die Erfolgreichen von morgen. Das Pfeiferauchen gehört zu ihrem Lebensstil. Die angenehme Pause, „in Ruhe seine Pfeife zu stopfen", verbannt alle Nervosität aus der Umgebung.

Zufriedenheit, Entspannung und Wohlgefühl kommt aus diesem wahrhaft reinen Genuß des Tabaks. Besitzer guter Pfeifen wissen es. Die Hast des Alltags macht ruhiger Überlegenheit Platz.

Das TABAKHAUS BRINKMANN *empfiehlt zwei berühmte Marken:*

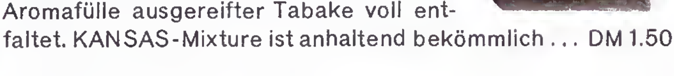


Ein Feinschnitt nach englischer Art. Eine Mischung mit reinen, hocharomatischen Straight Virginia-Provenienzen und anderen Importen. Der feine Schnitt bietet einen zart-würzigen Geschmack von angenehmer Milde ... DM 1.75





Eine echt amerikanische Mixture, die bei gleichmäßigem, ruhigem Brand die ganze Aromafülle ausgereifter Tabake voll entfaltet. KANSAS-Mixture ist anhaltend bekömmlich ... DM 1.50





Es ist immer guter Tabak, wenn es Brinkmann-Tabak ist

CONTACT 8/146

Morgen kommt der Kaiser



Beim 2. Garderegiment 1881

Der Erfinder 1920 in Berlin

Der Erfinder inmitten seiner Schöpfungen. *So ließ sich Hermann Ganswindt (links) gern fotografieren. Hier, in seinem Werkstattsaal II, war sein Tretmotor Trumpf, mit dem die Arbeiter ihre Maschinen betrieben. Pläne und Ideen hatte er genug. Er beklagte sich nur immer über den Mangel an Geld. Trotzdem war er ein unerschütterlicher Optimist. Auf einer uralten Schreibmaschine tippte er immer wieder Eingaben an die Behörden, von denen er Hilfe erhoffte. Auf dem Schöneberger Ausstellungsgelände in Berlin wohnte er mit seiner Frau und zehn Kindern. Später – nach dem Tode seiner Frau Anna im Jahre 1912 – heiratete er ein zweites Mal. Von den insgesamt 23 Kindern Hermann Ganswindts leben heute noch vierzehn*

„Das Schlieffen-Gutachten, Herr Baron! Das Gutachten, das so wunderbar positiv für Ganswindt sein soll! Natürlich, Graf Schlieffen hat das Fluggestell besichtigt, und einen Brief hat er auch geschrieben, daß er das Dings gesehen hätte, und es hätte ihm ganz gut gefallen. Aber das Flugdings hatte ja noch keinen Motor — —. Wollen Sie die letzten Sätze in dem angeblich so positiven Gutachten hören?"

Rucks ließ es sich nicht nehmen, die Sätze vorzulesen: „‚Es wurde daher dem Herrn Ganswindt aufgegeben, zunächst einen solchen Motor zu beschaffen und damit seine Erfindung zu vollenden, da der Regierung die Erwerbung eines nicht abgeschlossenen Apparates nicht empfohlen werden konnte ...' Mehr steht nicht drin, Herr Baron! Finden Sie das so positiv?"

„Aber —", fing Gersdorff an, doch Rucks unterbrach ihn.

„Da gibt es kein Aber! Ganswindt hat das Schriftstück ausgenutzt! Als Exzellenz Schlieffen später Chef des Generalstabs wurde, da hat Ganswindt so getan, als hätte Graf Schlieffen den Brief in seiner Eigenschaft als Generalstabschef geschrieben. Das gab der Sache gleich ein ganz anderes Gewicht, und die Geldgeber dachten, mein Gott, wenn's bloß noch am Motor liegen soll, dann wollen wir die paar Tausender schon stiften, damit wir hinterher, wenn die Armee das Fluggestell haufenweise bei der Firma Ganswindt bestellt, große Geschäfte machen können! Meinen Sie nicht, daß der Staat selbst das Dings finanziert hätte, wenn er an die Verwirklichung glaubte?"

„Staatliche Stellen sind oft kurzsichtig", murmelte der Baron, aber er fühlte, daß sein Argument lahm klang.

„Hier ein Dementi, das damals die ‚Kreuzzeitung' veröffentlichte. Hören Sie nur genau hin, Herr Baron! ‚Von dem Erfinder Hermann Ganswindt werden Geldmittel zur Ausführung eines von ihm erfundenen Fluggestells gesammelt. Derselbe beruft sich auf ein seine Erfindung anerkennendes Gutachten des Chefs des Generalstabs der Armee, Graf Schlieffen. Nach den von uns eingezogenen Erkundigungen ist ein solches abschließendes Urteil nicht abgegeben ...' Bitte, Herr Baron! Dieses Dementi hat Ganswindt seinen Geldgebern nicht gezeigt! Er hat weiter mit dem angeblich positiven Gutachten hantiert und hat gesagt, was in der Zeitung stünde, wäre Quatsch. Und andere Zeitungen haben angefangen, über den ‚Edison von Schöneberg' zu schreiben, der angeblich mit diesem ehrenvollen Spitznamen von Herrn Mark Twain bedacht worden ist. Und die Herren Geldgeber haben gedacht, wenn ein so berühmter Amerikaner, der doch den großen amerikanischen Erfinder Edison vielleicht gar persönlich kennt, unseren lieben Herrn Ganswindt so tituliert, dann muß schon was dran sein am Herrn Ganswindt! Und sie haben weiter Geld gegeben. Aber das Geld ist futsch! Im vorigen Juni war es verpulvert. Da hat er sich an Sie herangemacht, Herr Baron. Da waren Sie an der Reihe, geprellt zu werden!"

Rucks verstand es, seine Beweise sauber geordnet zu servieren. Im Juni wäre Ganswindt mit seinem Geld am Ende gewesen, sagte er. Da hätte Max Skladanowsky seine kinematographischen Aufnahmen von dem Fluggestell gemacht. Um Ganswindt einen Gefallen zu tun, hätte Skladanowsky die Aufnahmen dem General von Lettow-Varbeck und einigen Generalstäblern gezeigt.

„Es war keine vom Generalstab angeforderte Vorführung der Fluggestell-Aufnahmen, Herr Baron! Eigentlich wurden Manöverbilder vorgeführt, und Skladanowsky hat die Ganswindt-Bilder außer der Reihe gezeigt — —."

Schweigend hörte der Baron sich die Argumente des Kommissars an. Der Herr Baron hätte dann beim Herrn Skladanowsky angerufen, ob der Generalstab die Aufnahmen vom Fluggestell gesehen hätte, und der Herr Skladanowsky hätte natürlich mit ja antworten können, und, nicht wahr, da hätte der Herr Baron nun seinerseits, wie schon so viele andere Geprellte, gedacht, es wäre was dran an der Geschichte.

„Und im Juli haben Sie dem Ganswindt 100 000 Goldmark gegeben! Das stimmt doch, Herr Baron? Das müssen Sie doch zugeben! Und der Ganswindt war wieder mal heraus aus dem Schlamassel!"

Und der Herr Baron hätte daran geglaubt, daß das Fluggestell sich wirklich in die Luft erhebt, nicht wahr? Und die Generalstäbler, sagte Rucks, wären durch die Aufnahmen des Skladanowsky inzwischen auch neugierig geworden. Am 12. Oktober wären sie 'rausgekommen ins prächtige Etablissement Ganswindt.

„Am selben Tag hat Ganswindt ans Kriegsministerium geschrieben, Herr Baron. Er hat auf die hohen Herrschaften hingewiesen, die ihn besucht hätten, General Lettow-Varbeck und so weiter, und dem Kriegsministerium hat der liebe Herr Ganswindt seine Erfindungen andrehen wollen, und Geld sollten sie ihm geben, einen blödsinnigen Haufen Geld, und Seine Majestät hat er eingeladen — —."

„Das stimmt aber", murmelte der Baron, „ich habe selbst die Eingabe ans Kriegsministerium gelesen — —."

„Haben Sie auch die Antwort gelesen?" fragte Rucks spöttisch. „Die Antwort hat Ganswindt Ihnen bestimmt nicht gezeigt."

„Ich weiß von keiner Antwort."

„Sag ich ja! Ich habe mir die Antwort auf dem Kriegsministerium zeigen lassen. Ich hab die Abschrift hier. Ich hab alle Beweise hier, Herr Baron. Wollen Sie hören? Wörtlich, Herr Baron! ‚... hat sich ergeben, daß die Erfindungen zur Verwertung durch die Heeresverwaltung nicht geeignet sind. Ihre Forderung, Ihnen für die Erwerbung der Erfindung einer lenkbaren Flugmaschine den Betrag von 20 Millionen Mark zuzusichern, kann einer Erwägung überhaupt nicht unterzogen werden ...' Das schreibt das Kriegsministerium wörtlich, Herr Baron! Wenn ich fortfahren darf: ‚Ihre Idee, mit einem zu erfindenden Luftfahrzeug innerhalb 48 Stunden nach dem Planeten Mars und zurück fliegen zu wollen, kann das Kriegsministerium unmöglich in den Bereich ernsthafter Betrachtungen ziehen. Das Kriegsministerium gibt Ihnen anheim, weitere Eingaben künftig zu unterlassen ...' Das hat er Ihnen nicht zu lesen gegeben, Herr Baron, nicht wahr? Das könnte ja selbst leichtgläubigen Geldgebern die Augen öffnen! Das zeigt Herr Ganswindt keinem!"

Baron von Gersdorff richtete sich auf. Die Argumente des Kommissars, die Beweise, die Abschriften, die Zeitungsausschnitte waren auf ihn herabgeprasselt wie Hagelschlag. Der andere hatte ihn kaum zu Worte kommen lassen, hatte geredet wie ein Wasserfall.

„Bitte, Herr Kommissar —" der Baron suchte nach Worten —, „also gut, das alles zeigt Ganswindt nicht in günstigem Licht. Aber Sie haben ihn einen Betrüger genannt! Das ist doch nicht wahr! Sie sagen, er umgibt sich mit namhaften Persönlichkeiten. Vielleicht — gut, er will vielleicht Geldgeber auf diese Weise anlocken! Er mag da maßlos sein — genauso wie er in seiner Reklame überschwenglich und maßlos ist! Aber wieso ist er ein Betrüger? Die Flugmaschine existiert doch! Jeder kann sie sehen! Selbst ohne Motor ist sie schon aufgestiegen! Seine Theorie hat er also bewiesen — —."

Rucks hob die Hand, und der Baron stockte.

„Gar nichts hat er bewiesen! Sie haben gesehen, daß dieses Fluggestell sich in die Luft erhoben hat?"

„Ich habe es mit eigenen Augen gesehen!" Es war fast eine gewisse Andacht in der Stimme des Barons, als er es sagte. Rucks lächelte spöttisch.

„Ja, Sie haben es gesehen. Und General Lettow-Varbeck hat es auch gesehen, und die Zeitungsleute auch — —. Und in den Zeitungen haben sie davon berichtet — —. Das Fluggestell gleitet an einem Drahtseil hoch, nicht wahr?"

„Es ist ein Führungsseil", murmelte der Baron, „damit der Apparat nicht umkippt."

In den Augen des Kommissars war sehr viel Zufriedenheit.

„Es ist kein Führungsseil. Das Seil ist am Fußboden und an der Decke der Werkshalle befestigt — —. Dieses Seil, Herr Baron, ist das Mittel zum Betrug! Ganswindts Fluggestell schwebt nicht von sich aus hoch — es wird von dem Seil in die Luft gezogen!" Der Kommissar betonte triumphierend jedes Wort.

Der Baron starrte ihn an. Er brauchte eine Weile, um mit der Behauptung fertig zu werden.

„Das ist nicht wahr", sagte er dann leise, „das ist nicht wahr — —."

„Ich habe den Beweis vorliegen", antwortete der Kommissar kühl. „Es handelt sich um die Aussage des Plüschwebermeisters August Herweg aus Charlottenburg. Herr Herweg gehört auch zu den Geldgebern. Er hat Anzeige bei mir erstattet. Daraufhin habe ich angefangen, Beweise zu sammeln — —. Es ist ganz einfach, Herr Baron. Einer der Angestellten Ganswindts befindet sich während der Vorführung auf dem Dach. Mit einer Winde hebt er kurz den Flugapparat an. Das ist das Geheimnis. Nichts weiter! Das Fluggestell, Herr Baron, ist bisher noch niemals aus eigenem Antrieb oder mit Hilfe der Luftschrauben geflogen — —."

*

Das Telefon klingelte in Ganswindts Wohnung. Er hob den Hörer ab und meldete sich. Eine Stimme sagte, hier wäre die Polizeidirektion Schöneberg — ob man mit dem Herrn Ganswindt spreche? —, der Herr Ganswindt hätte doch seine Majestät zur

→


Im Kielwasser der ASTOR - Flotte
Der Ozeanriese gleicht einer schwimmenden Stadt. Sein Rauch=salon ist unser Club. Vor dem Kamin lehnt in bequemen Sesseln eine Runde welterfahrener Reisender: Kaufleute, Jour=nalisten, Techniker – auf dem Wege in ferne Länder, zu Kon=ferenzen, Tagungen, neuen Projekten. Ihr Gespräch geht um das Schmuckstück des Salons, ein Schiffsmodell, gekennzeichnet als „Dreimaster ENTERPRISE des Reeders Johann Jakob ASTOR, New York 1809". Jemand bemerkt: „Holländer gründeten, Briten nahmen, Amerikaner behielten New York. Der deutsche Bauern=sohn ASTOR aber machte es zum Heimathafen seiner Handels=flotte und sich selbst zum reichsten Mann der Neuen Welt . . ."
1763 1848
ASTOR
Waldorf - Astoria
Cigaretten
MIT UND OHNE FILTER

Morgen kommt der Kaiser

Besichtigung des Etablissements eingeladen, nicht wohr? — und insbesondere zur Besichtigung jener berühmten Flugmaschine — ja, die Polizeidirektion Schöneberg habe dem Herrn Ganswindt mitzuteilen, daß morgen eine hohe Persönlichkeit im Etablissement erscheinen werde — nein, man habe Anweisung, keinen Namen zu nennen, die hohe Persönlichkeit wünsche inkognito zu bleiben — man könne sich doch darauf verlassen, nicht wahr, daß der Herr Ganswindt morgen vormittag auf dem Werksgelände des Etablissements anwesend wäre? — nein, weiter habe man nichts mitzuteilen —.

In dieser Nacht vor dem angekündigten Besuch, nach diesem Anruf, den Ganswindt später als den Anfang vom Ende seiner Existenz bezeichnete, ging es hoch her im Etablissement. Ganswindt trommelte seine Arbeiter zusammen, machte geheimnisvolle Andeutungen, denen zu entnehmen war, daß morgen wahrscheinlich der Kaiser zur Besichtigung käme, flitzte herum auf dem Gelände, ließ die Werkhalle wienern, die Arbeitsplätze in den Baracken auf Hochglanz bringen, rannte auf den Dachboden und holte die königlich-preußische Fahne, hißte sie probeweise am Fahnenmast auf dem Dach der Werkhalle, schrie, fluchte, lachte, trieb die Leute an, brachte seine Familie auf Trab und glaubte sich dicht vorm Ziel seiner Wünsche. Nach dem Kaiserbesuch würden alle Zweifel an der Qualität seiner Erfindungen verstummen! Den besten Konstrukteuren würde es dann eine Ehre sein, für ihn, Ganswindt, einen Motor zu entwerfen und zu bauen, wie er ihn für sein Fluggestell brauchte!

„Weiße Kleider — ihr müßt alle weiße Kleider anziehen! Macht die weißen Kleider zurecht!"

Mit Elan brachte er Frau und Kinderschar durcheinander, und Mutter und sechs Töchter nähten, rafften, verlängerten, probierten an, drehten sich vorm Spiegel, änderten noch einmal und fanden keinen Schlaf. Und der kleine Ganswindt-Sohn wurde gebadet, sein dunkler Anzug wurde gebürstet, die Fingernägel wurden geschnitten, und Vater Ganswindt besichtigte Zylinder und Bratenrock. Es war eine erhebende, nervenzerreißende, wunderverheißende Nacht.

„Wir stehen kurz vor dem Ziel!" dröhnte Ganswindt, und Jahre später sagte er verbittert, in jener Nacht hätte er sein bisheriges Leben noch einmal erlebt, es wäre an ihm vorbeigezogen wie ein Traum, und er hätte geglaubt, es wäre gut so gewesen, und nichts, so hätten seine Gedanken ihm zugeflüstert, hätte anders sein dürfen als in diesem seinen Leben.

Am 12. Juni 1856 wurde er geboren. In Vaigtshof bei Seeburg, einem kleinen Ort in Ostpreußen. Der Vater war wohlhabender Öl- und Getreidemüller, und der begabte Sohn sollte Jurist werden. Die Eltern schickten Hermann Ganswindt auf die Universitäten nach Zürich, nach Leipzig, dann nach Berlin. Er hörte die Vorlesungen der juristischen Fakultät, aber er träumte von anderen Dingen.

Die neue Gottheit der Zeit war die Technik, und viele Propheten verkündeten die Macht dieser Gottheit, und viele träumten den Edison-Traum jener Jahre: eine epochemachende Erfindung nach der anderen gebären! Dann zunächst verkannt werden von den bornierten, trägen Zeitgenossen! Und dann schließlich anerkannt werden wie jener erfinderische, am laufenden Band Ideen produzierende Thomas Alva Edison in Amerika . . . .

Und dann endlich reich werden, enorm reich werden!

Gab es nicht genug Beispiele — Männer, denen es so ergangen war? Man brauchte nur an Rudolf Diesel zu denken, der zwei Jahre jünger war als Ganswindt . . . Wer hatte schon an seinen Motor geglaubt? Hatte er nicht auch an allen Ecken und Enden nach Geldgebern suchen müssen? Und dann war der Motor da, der Diesel-Motor, der die Welt eroberte. Allein für die amerikanische Lizenz erhielt Diesel von dem Chikagoer Bierbrauer Adolphus Busch eine runde Million! Diesel wurde reich, und die ihn finanziert hatten, wurden es mit ihm. War es zu verwegen, ebenfalls den wunderbaren Edison-Traum zu träumen?

Was war dagegen die uralte, staubige Rechtswissenschaft? Ganswindt erfand ein lenkbares Luftschiff, lange vor dem Grafen Zeppelin.

Das Kaiserliche Patentamt gab der Erfindung die Patentschrift-Nummer 29 014, ausgestellt am 27. Oktober 1883 — —. Aber niemand wollte „diese Unmöglichkeit" finanzieren.

Ganswindt sah sich um in Berlin. Wenn man seine Luftfahrer-Ideen schon nicht wollte, vielleicht gab es etwas zu erfinden, was nützlich wäre zur Verwendung auf dem Erdboden.

So sah es aus im Straßenverkehr der Stadt: Pferdebahnen verkehrten, brachten die Passagiere langsam, aber sicher von Station zu Station. Verkehrsvorschrift: an den Haltestellen dürfen die Kutscher nur in gehörigem Abstand hinter anderen Pferdebahnen halten, daß „die Pferde die Perrons der vorhaltenden Bahn nicht zu benagen vermögen". Und Vorschrift: „Die Benutzung der Plattformbrüstung als Sitzplatz durch Passagiere oder das Überschlagen derselben mit einem Bein ist polizeilich verboten." Und: „Der Schaffner hat dafür zu sorgen, daß weibliche Personen aus Gründen der Sittlichkeit nicht das offene Oberdeck der Pferdebahn benutzen . . ." Und: „Das Mitlaufen von Hunden neben der Bahn ist gestattet, sofern die Besitzer derselben dem Schaffner garantieren, daß die Pferde von den Hunden nicht belästigt werden . . ."

Ganswindt erfand seinen Tretmotorwagen, der schneller fuhr als die Pferdebahn, aber keiner hatte Lust, mühsam zu strampeln, wenn es bequemer mit der Pferdebahn ging.

Im Sommer fuhren die Berliner mit der Eisenbahn an die Ostsee. Die Frauenvereine mahnten in den Zeitungen: „Die Zahl leichtfertiger Frauenzimmer, dieser Phrynen, die in den Badeorten große Einnahmen haben und sehr gefährlich sind für die Gesundheit der Badegäste, nimmt in nicht vorstellbarem Maße überhand . . ." Und im Winter fuhren die Berliner in den Harz oder ins Riesengebirge, und die Frauenzimmer verlautbarten auf Pressekonferenzen: „ . . . ist der Wintersport eine Gelegenheit zu zuchtlosem Treiben, vor allem das gemeinsame Radeln mit seinem engen Beisammensein auf einem Schlitten!"

Was ist bequemer als die Eisenbahn? Wie kommt man schneller im Sommer an die Ostsee und im Winter ins Riesengebirge? Ganswindt überlegte, brütete und tüftelte. Gut, sein Luftschiff wollten sie nicht. Aber dennoch war die Luft die „bequemste Straße und die schnellste dazu, die man sich wünschen konnte. Er erfand sein Fluggestell, suchte nach einem Motor, der leicht genug wäre an Gewicht und kräftig genug an Pferdestärken, und er predigte, mit seiner Flugmaschine würde die Ferienreise erst zum ungetrübten Vergnügen. Er steckte Geld in seine Erfindungen — es war vertan. Sein väterliches Erbteil schmolz dahin. Er baute das „Etablissement Ganswindt" in Schöneberg auf, weil er dachte, man müsse den Leuten was vorzeigen, müsse ordentlichen Rummel machen, damit die trägen Gehirne kopierten, was hier Großes im Kommen war.

Es gab viele, die auf ihre Weise von den guten Seiten des „Edison-Traumes" profitieren wollten. Wenn man schon selbst kein Erfinder war, nicht wahr, dann konnte man so einem Genie mit Geld unter die Arme greifen und hinterher, wenn der Treffer erst gemacht war, würde es ans große Kassieren gehen. Die Erfinder-Spekulation blühte. Die Bürger jener Zeit brachten der neuen Gottheit Technik ihr Geldopfer dar.

Ganswindt gründete den „Patriotischen Verein für Luftschiffahrt", und die Mitglieder erwarben Anteilscheine von ihm — aber der große Treffer blieb aus. Er gründete das „Comité zum Schutze und zur Förderung der Erfindungen von Hermann Ganswindt". Der Baron von Gersdorff, königlich-preußischer Kammerherr, Freund des Philosophen Friedrich Nietzsche, ebensosehr Edelmann wie geschäftsuntüchtig, gehörte dem Comité an, beteiligte sich mit 100 000 Goldmark an der Spekulation auf den kommenden Erfolg des Fluggestells . . . Diesmal würde der Treffer nicht ausbleiben, ganz gewiß nicht!

Es wird gelingen, dachte Ganswindt. Sein Optimismus war grenzenlos, und in dieser turbulenten Nacht, da er nach dem Telefonanruf Haushalt und Werkstatt auf den Kopf stellte, war er zufrieden mit der Vergangenheit und hoffnungsvoll für die Zukunft.

Dann, am nächsten Vormittag um elf Uhr, erschien Kommissar Rucks. Er sah die weißgekleidete Frau, die Töchter in Weiß, den kleinen Jungen in Schwarz, feierlich und wie die Orgelpfeifen standen sie da, und Rucks grinste.

Ganswindt hantierte an dem Fluggestell herum. Als er aufblickte, entdeckte er den Kommissar.

„Herr Rucks — —", leichte Überraschung war in Ganswindts Stimme. Langsam ging er auf den anderen zu.

„Ich habe Ihnen meinen Besuch gestern abend angekündigt", sagte Rucks, und er war zum Platzen voll mit Hohn und Spott.

„Ich verstehe nicht — —." In Ganswindts Gesicht war Unsicherheit, dann schien er langsam zu begreifen. Eine schreckliche Veränderung ging in ihm vor. Tiefe, maßlose Enttäuschung war auf einmal in seinem Blick. Bis dann die Wut in ihm hochschoß, blinder, kochender Zorn, der jeden klaren Gedanken erstickte. Die Fäuste waren geballt, als umklammerten sie einen Halt, der ihn hindern sollte, sich auf den anderen zu stürzen.

„Vorsicht — nicht schlagen", sagte Rucks spöttisch. „Ich bin im Dienst, und Widerstand gegen die Staatsgewalt — —."

„Sie Lump! Sie hinterhältiger, heimtückischer Lump!" schrie Ganswindt auf.

„Ich würde aufpassen, was ich sage —", lächelte Rucks böse.

Ganswindt schien nichts zu hören.

„Sie Lump!" schrie er heiser. „Weil ich in aller Öffentlichkeit gesagt habe, was für eine Niete Sie sind — —. Weil ich den Leuten gesagt habe, was da als Polizei herumläuft — —. Sie denken, Sie können sich billige Scherze erlauben! Sie denken, Sie können mich lächerlich machen — wollen sich revanchieren — — Sie — —."

Ganswindt erstickte an seinem Zorn. Frau und Kinder starrten den Tobenden entsetzt an. Rucks blickte spöttisch auf die Weißgekleideten.

„Ehrenjungfrauen bei der Verhaftung erwünscht", grinste er. Dann wurde sein Gesicht starr, und seine Augen funkelten triumphierend.

„Herr Ganswindt", er stand stramm aufgerichtet da und hielt dem anderen ein Dokument vor die Augen, „im Namen des Gesetzes erkläre ich Sie für verhaftet!"

Blitzartig zog er das Dokument wieder zurück und ließ es in seiner Tasche verschwinden.

In Ganswindts Gesicht war die Wut wie weggewischt. Unsägliches Erstaunen machte sich breit, und er neigte den Kopf vor, als hätte er nicht richtig verstanden.

*

Sie waren zu dritt in der Zelle. Drei Pritschen an den Wänden, ein Kübel für die Notdurft, in der Tür eine Klappe, durch die das Essen gereicht wurde, ein vergittertes Fenster für die Sonne.

„Ihr seid Verbrecher! Sie dürfen mich nicht mit Verbrechern zusammensperren! Das dürfen sie nicht tun — —."

Ein langer Tag. Keiner verhörte ihn. Keiner sagte ihm, warum sie ihn verhaftet hätten.

„Dieser Lump! Er hat mich verhaftet! Weil ich in aller Öffentlichkeit gesagt habe, daß er als Polizist nichts taugt, hat er mich verhaftet!"

Er trommelte mit den Fäusten gegen die Tür. ⟶

Als Konkurrent der Eisenbahn *kam sich Ganswindt vor, noch ehe sein Flugapparat mannshoch aufgestiegen war. Gewiß, die Reisenden fühlten sich in ihren Eisenbahnabteilen und in den Kaffeegärten der Wartesäle ganz wohl. Aber was war dieser Betrieb gegenüber seinem „Gefährt, das sich außerhalb alles Staubes und Schmutzes der Erde in der klarsten Luft bewegt"!*

4/58/1 C

AUF ENDLOSER STRASSE

Weit ist der Weg. Doch FULDA-Reifen werden nicht müde. Sie halten beharrlich die Straße im Griff, Kilometer auf Kilometer. FULDA-Reifen zeigen sich auch der Dauerbeanspruchung gewachsen. Denn die Lauffläche ist hochgradig abriebfest – trotz der blendenden Haftung des greifenden FULDA-Profils. FULDA-Reifen lassen nicht locker – auf endloser Fahrt über Straßen und Autobahnen, über Asphaltpisten und kurvenreiche Chausseen.

FULDA-REIFEN HALTEN UND GREIFEN!

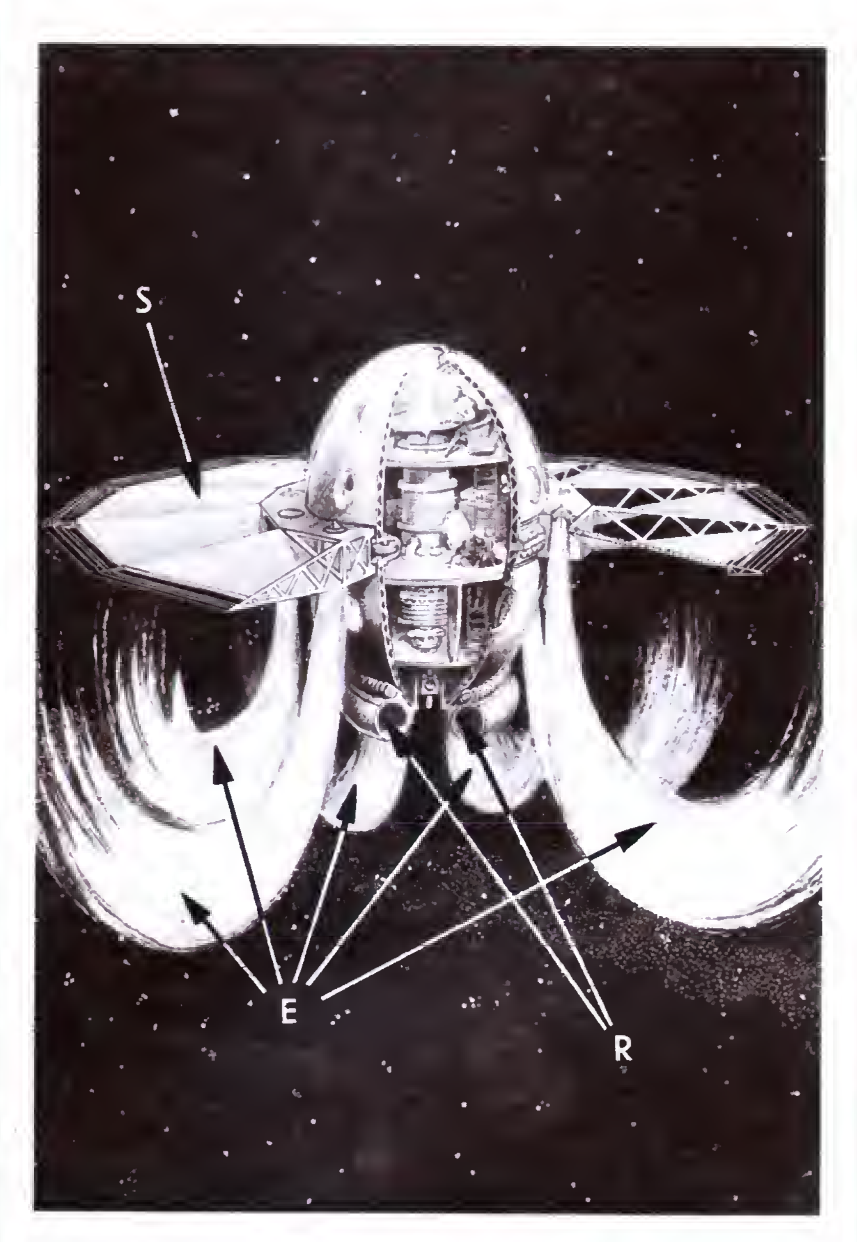


GUMMIWERKE FULDA K.G. a.A. – FULDA

Raketenkunde für jedermann

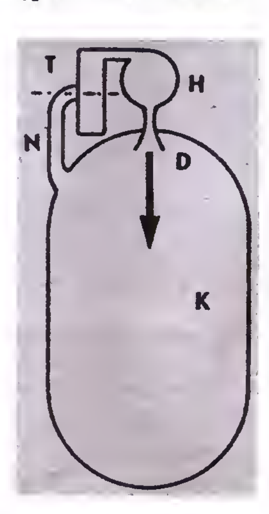
von Dipl.-Ing. Heinz Gartmann

Ganswindt war bei der Konstruktion seines Weltenfahrzeugs von grundsätzlich richtigen Überlegungen ausgegangen, hatte aber das Antriebsproblem nur mangelhaft gelöst. Franz A. v. Ulinski hoffte 1928, mit seinem Weltraumschiff die endgültige Lösung gefunden zu haben.



Die Sonne sollte dem österreichischen Erfinder Ulinski die Energie für die Fahrt in den Weltraum liefern. Deshalb umgab er seinen eiförmigen Flugkörper mit einem fächerartigen Gebilde, einer Segment-Flächenkonstruktion (S), mit der die Sonnenstrahlen aufgefangen werden sollten. Die so empfangene Wärme mußte in elektrische Energie umgewandelt werden. Statt der Gase, die den Feststoff- und Flüssigkeitsraketen entströmen, sollten Elektronen (E) vom Flugkörper nach unten ausgestoßen werden und so die nötige Rückstoßkraft für die Fahrt in den Weltraum erzeugen. Ulinski überschätzte die Sonnenenergiemenge, die er mit seiner Konstruktion auffangen konnte. Diese Antriebsform hatte er nur für die Fahrt im luftleeren Raum vorgesehen. Für den Flug durch die Atmosphäre hatte Ulinski ein Düsenreaktionsgerät erdacht, wie es unten abgebildet ist. Eine große Anzahl Düsen mündete in den schlauchartigen Ring (R) unter dem Flugkörper. Das Bild oben zeigt das Weltraumschiff mit aufgeschnittener Vorderseite

Auch der Kompressor des Düsenreaktionsgerätes, das Ulinski erdacht hat, sollte durch umgewandelte Sonnenenergie betrieben werden. Die Turbokompressorenanlage (T) sollte Luft ansaugen, verdichten und durch eine Hochdruckleitung (H) und eine Düse (D) in einen Kessel (K) jagen. Dann wollte Ulinski die Luft durch die Niederdruckleitung (N) zum Turbokompressor (T) zurückleiten, so daß ein Kreislauf entsteht. Der Impuls der in den Kessel nach unten strömenden Luft sollte genügend Rückstoß liefern, um den Flugkörper emporzutragen. Ulinski sah nicht ein, daß der Impuls der strömenden Luft auf den Kesselboden den Antriebsimpuls wieder aufheben würde. Die Antriebswirkung für den Flugkörper ist also gleich Null ⇨



Anmerkung der Redaktion: Die Dreistufenrakete in Heft 13/58 ist keine Erfindung der Russen, sondern ein Projekt W. v. Brauns. Leider ist der Redaktion eine Bildverwechslung unterlaufen. Unseren Mitarbeiter Dipl.-Ing. H. Gartmann trifft daran keine Schuld

„Ihr dürft mich nicht mit Verbrechern zusammensperren! Das dürft ihr nicht!"

Draußen vor dem Gitterfenster wurde es dunkel. An der Zellendecke flammte eine schwache Glühbirne auf. Es gab Essen durch die Klappe an der Tür.

„Ich will raus hier! Ich will kein Essen! Ihr müßt mir sagen, warum ich hier bin — —."

Die Glühbirne erlosch. Eine Nacht, in der er nicht schlief. Der Morgen kam, ein neuer Tag, eine neue Nacht. Am dritten Tage führten sie ihn zum Untersuchungsrichter, der ihm vorlas, was Kommissar Rucks zu Protokoll gegeben hatte.

„Der begründete Verdacht des Betruges ist gegeben", sagte der Untersuchungsrichter, „die Untersuchungshaft wird wegen Verdunkelungsgefahr aufrechterhalten —."

Ganswindt tobte und schrie. Zwei Wachtmeister ergriffen ihn und schleppten ihn in die Zelle zurück.

Er vergaß, die Tage und Nächte zu zählen. Er haßte die beiden anderen, mit denen man ihn zusammengesperrt hatte. Aber nach vier Wochen hielt er sie für die einzigen, denen er noch vertrauen konnte.

„Wißt ihr, warum sie mich eingesperrt haben? Ich habe ein Fluggestell erfunden. Es fliegt! Jawohl! Sie sagen, einer hätte es am Drahtseil hochgezogen. Aber das ist nicht wahr, das ist gelogen! Ihr könnt mir glauben — —."

In seinem Kopf ging alles durcheinander. Nachts fing er an zu reden, und er merkte gar nicht, daß es dunkel war.

„Mark Twain hat mich den ‚Edison von Schöneberg' genannt. Darauf bin ich stolz! Jawohl, stolz bin ich darauf. Sie sagen, es wäre nicht wahr, aber ihr könnt mir glauben — —."

Er kicherte, redete wirr und saß aufrecht auf seiner Pritsche.

„Ich habe dem Rucks schon mal bewiesen, daß er nichts taugt. Deshalb haßt er mich, versteht ihr? Deshalb hat er mir das angetan, weil er mich haßt! Ihr werdet sehen, wenn der Prozeß kommt — die ganze Anklage wird zusammenbrechen. Bums, weg, spurlos verschwunden! Alle Vorwürfe verschwunden! Ihr werdet sehen — —."

Er erzählte den Wänden, was er alles sagen würde im Prozeß.

„Der Rucks taugt nichts! Ich werde es dem hohen Gericht beweisen. Nehmen wir den Vorgang Mark Twain! Herr Rucks mit seinem Hotelgästebuch — —. Eingezogen ins ‚Royal' am 31. Dezember, und ich war da in Ostpreußen und habe Vorträge gehalten! Der schlaue Herr Rucks! Wo hat denn Mark Twain vorher gewohnt, bevor er ins ‚Royal' gezogen ist? Da zuckt Herr Rucks zusammen! Da erschrickt er! Das hat er vergessen bei seiner Schnüffelei! Jawohl, Mark Twain war schon seit Herbst in Berlin. Er hat privat gewohnt. In der Körnerstraße! Das hat Herr Rucks übersehen! Der General von Versen hätte es ihm bestätigen können. Aber er hat vergessen, den Herrn General danach zu fragen. Der schlaue Kriminalkommissar Rucks! Der überschlaue Herr Rucks!"

Ganswindt kicherte triumphierend im Dunkel der Zelle, und die beiden anderen schrien, er solle das Maul halten, aber er hörte nichts.

Er wußte nichts vom Lehrer Ziolkowsky in Rußland, dem der Polizeichef von Kaluga verboten hatte, wissenschaftliche Versuche zu machen. Er wußte nichts von Ziolkowskys Weltraum-Ideen. Von einem Nikolai Kibaltschitsch, der auch im Gefängnis gesessen und dort vom Raumflug geträumt hatte, wußte er nichts.

„Sie glauben nicht", redete er ins Dunkel hinein, „daß man mit Motorkraft fliegen kann! Sie werden es noch erleben. Fliegen — das nennen sie Betrug und sperren mich ein, weil sie sich nicht vorstellen können, daß es möglich ist. Weil sie denken, da hat einer mich am Draht hochgezogen, diese blinden Dummköpfe! Noch ganz andere Sachen werden sie erleben — noch ganz andere Sachen! Sie denken, ich bin verrückt, weil ich vom Fliegen rede oder gar vom Weltraum. Wer vom Weltraumflug redet, ist ein Betrüger für sie! Wie soll einer lebend aus dem Weltraum zurückkommen, fragen sie — —. Ganz genauso, wie wir unausgesetzt mit unserer Erde jährlich 125 Meilen durch den luftleeren Weltraum um die Sonne zurücklegen, ohne es auch nur mit Ausnahme der Jahreszeiten zu merken — indem wir nämlich die nötige Luft und alles, was wir brauchen, mit unserer Erde mitnehmen! Jawohl, denn die Erde bewegt sich unausgesetzt mit uns allen mit einer Geschwindigkeit von vier Meilen pro Sekunde durch den Weltraum. Und für eine Expedition in den Weltraum müssen wir eben alles mitnehmen — Luft, Wärme, Nahrung — —."

Zwei Monate saß Ganswindt in Untersuchungshaft. Die beiden Mithäftlinge beantragten wütend, man solle sie gefälligst nicht mit einem Verrückten zusammensperren, sondern sie in eine andere Zelle verlegen. Dem Antrag wurde stattgegeben, und Ganswindt blieb allein. Aber er schien es nicht zu bemerken.

Die Wärter meldeten dem Untersuchungsrichter, daß der Häftling Ganswindt ständig Selbstgespräche führe.

*

Baron von Gersdorff wartete unruhig vor dem Gebäude des Moabiter Kriminalgerichts. Dann endlich sah er Ganswindt, der mit unsicheren Schritten aus dem Portal trat.

„Herr Ganswindt — —."

Es war Ganswindt nicht anzusehen, ob er sich freute, abgeholt zu werden. Er blickte kurz auf, aber in seinem blassen Gesicht regte sich nichts.

„Ich bin mit einer Droschke da — —. Kommen Sie, ich fahre Sie nach Hause —."

Der Baron führte ihn zu dem Wagen und half ihm beim Einsteigen. „Mariendorfer Weg", rief er dem Kutscher zu.

Sie fuhren schweigend. Ganswindt blickte vor sich hin, der sommerliche Trubel auf den Straßen interessierte ihn nicht.

Der Baron holte tief Luft.

„Bitte, Herr Ganswindt — —. Ich möchte Sie um Verzeihung bitten, daß ich auch nur einen Moment an Ihnen gezweifelt habe — —."

Er war nicht sicher, ob Ganswindt überhaupt zuhörte.

„Warum hat man mich entlassen?" Die Frage kam sehr leise.

Der Baron starrte ihn an. „Sie wissen es nicht?" Ganswindt schüttelte den Kopf. „Wann findet der Prozeß statt?"

„Es gibt keinen Prozeß", antwortete der Baron eilig. „Hat man Ihnen nichts gesagt? Es gibt keinen Prozeß! Das Verfahren ist von der Staatsanwaltschaft eingestellt worden. Sie können das mit dem Hochziehen durch das Drahtseil nicht beweisen. Die Aussage von diesem Plüschwebermeister ist völlig zusammengebrochen — —."

„Es findet kein Prozeß statt?" murmelte Ganswindt.

„Der Plüschwebermeister hat gesagt, er hätte eben bloß gedacht, das Fluggestell würde mit dem Drahtseil hochgezogen. Und er hätte gedacht, er müßte den Verdacht der Polizei melden — —. Das andere hat alles Rucks getan — —."

„Rucks haßt mich", murmelte Ganswindt, „deshalb hat er es getan. Er hat gedacht, jetzt kann er mich vernichten — —. Aber es muß doch ein Prozeß stattfinden — —."

„Warum haßt Rucks Sie? Es muß doch etwas vorgefallen sein — —. Es muß doch etwas gewesen sein — —."

„Es muß ein Prozeß stattfinden!" wiederholte Ganswindt automatisch.

„Bitte, Herr Ganswindt, hören Sie zu! Das Verfahren ist eingestellt! Ich sage doch, das Verfahren ist eingestellt worden!"

Ganswindt sah den Baron an und schüttelte den Kopf.

„Das nützt mir nichts, Herr Baron", sagte er leise. „Alle Zeitungen haben geschrieben, ich wäre als Schwindler verhaftet worden. Ich habe die Zeitungen in der Zelle gelesen — —. Alle zeigen mit Fingern auf mich! Es muß ein Prozeß stattfinden. Es muß vor aller Öffentlichkeit festgestellt werden, daß ich unschuldig bin — —. Ich lasse mir meine Ehre nicht zerstören, Herr Baron. Das lasse ich nicht zu — —."

„Aber Ihre Ehre ist doch wiederhergestellt — —."

„Mit lautem Geschrei haben sie mich als Betrüger verhaftet, Herr Baron", flüsterte Ganswindt, „und jetzt schicken sie mich ganz leise in die Welt zurück. Und die Leute werden sagen, irgendwas wird schon gewesen sein — —. Es muß ein Prozeß stattfinden — —."

Sie fuhren die Schöneberger Hauptstraße hinunter. Ganswindt war in sein Schweigen zurückgefallen, aber er sah jetzt aufmerksam auf die Straße.

„Halten Sie hier!" rief er. Ganz plötzlich stieß er den Befehl hervor, und der Kutscher gehorchte. Der Baron sah, daß sie vor der Polizeidirektion hielten.

„Machen Sie keinen Unsinn", rief er.

Aber Ganswindt war schon aus dem Wagen gesprungen. Mit langen Sätzen eilte er auf das Gebäude zu.

IM NÄCHSTEN HEFT:

„Prost Neujahr wünscht die verachtetste Familie unter der Sonne!" — Weltraum-Walzer in G-Dur

Wohlgeschmack und Wohlbefinden

bedingen einander.
Die beste Cigarette ist auch die bekömmlichste,
das Feinste immer das Reinste.



REEMTSMA

ERNTE 23

FILTER

Der Roman der verlorenen Söhne

von Stefan Olivier

Januar 1957. Ein Gefecht zwischen achtzig algerischen Rebellen und einer Kompanie der Fremdenlegion zwischen Schluchten und Geröllfeldern des Auresgebirges. Acht Stunden dauert der blutige Kampf. Nur noch ein Widerstandsnest des Feindes muß genommen werden. Die Fellaghas haben zwei Gefangene gemacht, den tapferen Caporal Luigi Locatelli und den Legionär Kilby. Sie bieten die Auslieferung der beiden an unter der Bedingung freien Abzuges für sich selbst. Leutnant Rochat nimmt an, und er verpfändet sein Ehrenwort. Die Rebellen kommen mit erhobenen Händen aus ihrem Schlupfwinkel. Aber Leutnant Rochat hat nicht mit dem Kompaniechef Capitaine Verdoux gerechnet. Rebellen sind für Verdoux keine Soldaten. Er zählt drei Araber ab und läßt sie als Gefangene nach hinten führen. Dann hebt er die Maschinenpistole und schießt kaltblütig die übrigen sechs hinterrücks zusammen.

Die Legionäre starren auf die sechs toten Fellaghas, dann auf Capitaine Verdoux und dann auf den Leutnant Rochat. Rochat hat den Mund geöffnet wie zu einem Schrei, aber er bleibt stumm. Sein junges Gesicht ist kalkig weiß.

Capitaine Verdoux nimmt das leergeschossene Magazin aus der Maschinenpistole, er greift in die Tasche seiner Kampfbluse, zieht ein neues heraus und läßt es einschnappen. Klick — der erste Laut, der nach den sechs Feuerstößen in die Stille fällt.

Die beiden Offiziere sehen einander an. „Wollten Sie was?" fragt Verdoux.

Rochat räuspert sich krampfig. „Ich hatte mein Wort gegeben", sagt er heiser.

„Na und?"

„Mein Wort als französischer Offizier!" Rochat schreit plötzlich.

Verdoux wirft einen Blick auf die umstehenden Legionäre. „Das war ganz in Ordnung, Rochat", sagt er lächelnd. „Sie mußten ja unsere Leute rausholen. Ich hätte das auch gemacht. Aber diese Banditen wissen überhaupt nicht, was ein Ehrenwort ist. Und sie fallen auch nicht unter die gültigen Kriegsgesetze, verstanden?"

„Nein!" sagte Leutnant Rochat.

Das Lächeln verschwindet aus Verdoux' Gesicht. „Sie werden es noch lernen", sagt er kalt.

„Oui, mon Capitaine!" Rochats Lippen zittern ein wenig. „Aber ich werde die Konsequenzen aus diesem Vorfall ziehen müssen."

Verdoux betupft heftig sein Glasauge. Sein aufwallender Zorn ist nur an dieser Bewegung zu erkennen. „Tun Sie das, Monsieur!"

Rochat legt die Hand an den Stahlhelm und geht davon. Er geht sehr steif, als ob er betrunken wäre.

„Mon capitaine!" ruft der Funker. „Das Bataillon fragt nach den Gefangenen; sie sollen sofort hingebracht werden."

Verdoux nickt. „Leutnant Rochat!" ruft er.

Rochat bleibt stehen und macht eine eckige Kehrtwendung.

„Sie bringen die Gefangenen zum Bataillon", befiehlt Verdoux ruhig. „Nehmen Sie die Gruppe Wimmer als Bewachung mit."

Rochat zögert einen Augenblick. Es scheint, als wolle er etwas erwidern.

„Noch eine Frage?" ruft Verdoux scharf.

Rochat legt die Hand an den Stahlhelm. „Non, mon capitaine!" Dann dreht er sich um und geht zu den Gefangenen hinunter.

Der Capitaine wirft einen Blick in die Runde. „Wer war das nun eigentlich", fragt er heiter. „Wer hat diesen Stoßtrupp gemacht?"

„Caporal Locatelli", meldet Robert, „und Legionär Kilby!"

„Herkommen!" befiehlt Verdoux.

Luigi erhebt sich von seinem Stein. Er wirft seine Zigarette fort und winkt Pat heran. Die beiden bauen sich vorschriftsmäßig vor Verdoux auf.

Verdoux betrachtet sie voll militärischen Wohlwollens. „Sehr ordentlich", sagt er, „sehr ordentlich. Freiwillig, wie?"

„Oui, mon capitaine", sagt Robert.

„Sehr ordentlich", sagt Verdoux wieder. „Ich bin stolz auf euch! Die ganze Kompanie ist stolz auf euch." Er gibt den beiden die Hand. „Betrachten Sie sich als zum nächsthöheren Dienstgrad befördert! Ich werde noch heute die Beförderung wegen Tapferkeit vor dem Feinde beantragen!"

Luigi ist noch immer sehr blaß. Er läßt die lobenden Worte des Capitaines gleichgültig über sich ergehen. Auch als Verdoux ihm die Hand gibt, verzieht er keine Miene.

„Wegtreten!" sagt Verdoux.

Die beiden treten weg. Luigi läßt sich wieder auf seinem Stein nieder und zündet sich eine neue Zigarette an. Pat bleibt stolz und gewichtig neben ihm stehen.

„Alors ..." ruft Verdoux fröhlich den anderen zu. „Was steht ihr hier herum? Zurück mit den Verwundeten! Vite, vite! Altmann, lassen Sie die Grotte durchsuchen, und dann drüben den Stall. Genaue Meldung über erbeutete Waffen und Feindtote! Die krepierten Viets bleiben liegen. Wir schicken morgen ein Gräberkommando heraus. Allez hop! Keine Müdigkeit vorschützen, wenn ich bitten darf!" Darauf steigt er gemütlich den Hang hinunter, klettert in seinen Jeep und nimmt dem Funker das Mikrofon aus der Hand.

Robert gibt schnell seine Befehle; dann tritt er auf Luigi zu und schüttelt ihm die Hand. „Luigi, Mensch, ich hab nicht geglaubt, daß ich dich lebend wiedersehen würde. Gratuliere, gratuliere, Caporalchef! Zweimal ‚au feu' befördert, das soll dir mal einer nachmachen!"

Luigi grinst verzerrt. „Porco Madonna!" sagt er. „Ich Idiot! Warum habe ich das nur gemacht." Er blickt zu Verdoux hinunter. „Dieses Schwein!" sagt er. „Es war das letzte Mal, daß ich hier freiwillig etwas getan habe, das kannst du mir glauben!"

„Immer langsam", beruhigt Robert ihn. „Immer langsam, Luigi ..."

„Altmann!" ruft Verdoux. „Kommen Sie mal runter!"

„Hau dich hin", sagt Robert zu Luigi. „Ruh' dich aus! Bist noch ganz käsig!" Dann geht er hinunter zu Verdoux.

Der Capitaine spricht mit dem Bataillonskommandeur. „... Feindverluste um sechzig Mann", meldet er in seiner abgehackten Sprechweise, „genaue Zahl wird noch durchgegeben. Eigene Verluste: Sieben Tote, zwölf Verwundete. Erbeutete Waffen: Drei leichte Maschinengewehre. Die genaue Zahl der erbeuteten Gewehre und Maschinenpistolen wird noch durchgegeben. Drei Gefangene sind mit Leutnant Rochat zur Vernehmung durch das Bataillon unterwegs!"

„Ausgezeichnet, Verdoux", quarrt die Stimme des Kommandeurs aus dem Funkgerät. „Ganz ausgezeichnet! Ich sehe, Sie sind noch der Alte! Ich werde die Meldung gleich an den General weitergeben. Herzlichen Glückwunsch."

„Merci, mon commandant", sagt Verdoux. „Ende!" Er lächelt und zündet sich eine Zigarette an. Dann wendet er sich an Robert. „Auch Ihnen meine Anerkennung, Altmann", sagt er. „Der Geist in Ihrem Zug gefällt mir. Gratuliere!"

„Merci, mon capitaine", sagt Robert; aber er ist über das Lob nicht glücklich ...

Acht Uhr abends. In der Kantinenbaracke des Stützpunktes herrscht Hochbetrieb. Robert drängt sich durch die lärmenden Legionäre an die Theke. „Zwei Flaschen Bier!"

„Oui Sergeant! Bitte sehr. 100 Francs."

Robert zahlt und bahnt sich seinen Weg zurück.

„Hallo, Altmann!" Luigi winkt aus dem Gewühl zu ihm herüber. Luigi sitzt mit Pat und dem Kleinen neben dem Ausgang. Auf dem Tischchen vor ihnen steht eine

→

Wichtiger Hinweis für Zweitakt-Fahrer!



Der Zweitakter hat seine eigenen Gesetze. An das Motoröl zum Beispiel stellt er sehr spezielle Anforderungen: es muß nicht nur schmieren – es muß gegen Korrosion schützen – es muß den Motor innen sauberhalten, das freie Spiel der Kolbenringe sichern und für offene Auslaßschlitze sorgen.

Diese Forderungen erfüllt ESSO 2-T MOTOR OIL. Es hält Ihren Zweitakter länger jung und spart Reparaturen. Zudem mischt es sich selbsttätig mit dem Kraftstoff. Und der richtige Kraftstoff ist – nach dem Gesetz des Zweitakters – ESSO BENZIN. Es bietet volle Leistung und größte Wirtschaftlichkeit.

Die *perfekte* Zweitakt-Mischung

Die typische Rotfärbung macht ESSO 2-T MOTOR OIL auch in der Mischung gut erkennbar.

Der Roman der verlorenen Söhne

Flasche Champagner. Robert drängt sich zu ihnen durch. „Meine Herren!" sagt er. „Champagner?"

Luigi langt unter dem Tisch und stellt eine Flasche Kognak daneben. „Komm her, Altmann! Sauf mit!"

„Mensch, Luigi", sagt Robert, „vertu dich nur nicht! Champagner und Martell, dafür mußt du mindestens Leutnant sein."

„Ist nicht mein Geld", sagt Luigi. „Ist vom Kleinen!"

Der Kleine steht auf und macht Platz für Robert.

„Er hat 'ne Sendung gekriegt", sagt Luigi. „Von seinem Alten. Geld wie Dreck. Das ganze Foyer könnte er damit aufkaufen."

Robert stellt sein Bier neben die Kognakflasche. „So", sagt er zum Kleinen. „Wieviel denn?"

„Hundert Dollars", sagt der Kleine. Er hat ganz rote Ohren vor Verlegenheit.

„Hundert Dollars", sagt Robert. „Das sind ungefähr fünfunddreißigtausend Franc. Komm mal mit, Gerber!" Er zieht den Kleinen ein Stück vom Tisch weg. „Woher haben Sie das? Von zu Hause? Warum haben Sie mir nichts davon gesagt?"

„Ich hab den Brief vorhin erst gekriegt."

„Na und? Was ist los?"

Der Kleine zieht einen bläulichen Briefbogen aus der Tasche und faltet ihn eifrig auseinander. „Hier!"

„Soll ich das lesen?"

„Oui, Sergeant."

Der Briefbogen trägt einen gewichtigen Firmenaufdruck: *Gerber und Sohn, Armaturen, Köln* ...

Robert liest:

Mein lieber Junge,

wir, Deine Mutter und ich, haben ein paar schlimme Monate hinter uns. Nun wissen wir wenigstens, daß Du am Leben bist und danken Gott dafür, so schrecklich uns auch der Gedanke ist, daß Du Dich zur Fremdenlegion gemeldet hast. Ich habe inzwischen bei allen möglichen Stellen versucht, Dich wieder frei zu bekommen, aber es bleibt wenig Hoffnung. Hättest Du doch nur ein wenig mehr Vertrauen zu uns gehabt. Der Mann, den Du angefahren hast, lebt und ist gesund. Ein paar Schrammen. Ich habe die Sache sofort in Ordnung gebracht — ohne Polizei und ohne die Gerichte! Nun wirst Du für Deine Unüberlegtheit büßen müssen. Mutti ist natürlich ganz außer sich. Man hört hier die wildesten Gerüchte über die Legion. Später mehr! Nur erst einmal diesen ersten Gruß. Ich lege etwas Geld bei und hoffe, daß es in Deine Hände gelangt. Schreib bald wieder, schreib besonders an Mutti und sag ihr, daß es Dir gut geht. Und schreib sofort, wenn Du mehr Geld brauchst. Es umarmt Dich

Dein Vater ...

PS. Mutti bittet Dich, sehr vorsichtig zu sein und Dein Leben nicht unnötig aufs Spiel zu setzen.

Robert reicht dem Kleinen verlegen den Brief zurück. „Na, da haben Sie ja Glück gehabt, daß dem Mann nichts passiert ist."

„Nein", stammelt der Kleine. „Ja ..." Er blickt Robert an und lächelt mühsam. Glück gehabt? Robert sieht in den Augen des Kleinen die Verzweiflung: Es ist ja alles ganz sinnlos gewesen. Die Flucht über die Grenze, die Quälerei hier, das Blutvergießen, die tägliche Angst. Wenn er damals nicht durchgedreht hätte, dann säße er noch in Köln bei seinen Eltern und könnte weiterstudieren. Und nun muß er noch viereinhalb Jahre in dieser Höllengemeinschaft bleiben, nur weil er damals an den Abend in Köln für ein paar Sekunden den Kopf verloren hat ... Und niemand kann ihm helfen ... Das alles steht in den Augen des Kleinen, der sich auf die Lippen beißt und vor lauter Anstrengung, Haltung zu bewahren, die Stirn runzelt.

Nein, niemand kann ihm helfen.

„Kleiner", ruft Luigi grob. „Schmeiß dich nicht so an beim Sergeanten! Der läßt sich mit Dollars nicht bestechen. Komm rüber! Wir wollen auf dein Wohl trinken!"

„Der läßt sich mit Dollars nicht bestechen", wiederholt Pat und lacht gewaltig: „Höhöhö!"

„Darf ich Sie einladen?" fragt der Kleine stramm.

Robert kommt mit. Der Kleine schenkt ihm hastig ein und verschüttet dabei ein halbes Glas Kognak —

Die Stimmung in der Kantine steigt schnell. Es ist nicht nur der Wein und der Kognak, der den Legionären in die Köpfe steigt. Die geballten Spannungen des Tages entladen sich in wilder Ausgelassenheit, und das herrliche Gefühl, mit heiler Haut davongekommen zu sein, steigert die Wirkung des Alkohols zu kollektiven Freudenräuschen. Draußen am Tor liegen die Toten im Leichenschuppen. Gefallen für Frankreich! Scheiß was auf Frankreich! Leben wollen wir, weiter nichts! Auch wenn das Leben noch so belämmert ist!

„Anneliese ..." singen sie. Das Foyer ist gestopft voll, und alle singen mit. „An-ne-lie-se — warum hast — du das denn — gemacht ..."

Mitten im Lied geht die Tür auf und Caporal-Chef Wimmer kommt herein. Blinzelnd sieht er sich in dem verräucherten Raum um und kommt dann grinsend auf Luigi zu. „Hab schon gehört", sagt er. „Beförderung au feu!" Sein Blick bleibt lüstern an der Kognakflasche hängen. „Herzlichen Glückwunsch, Luigi! Hast du verdient!"

„Meinst du?" fragt Luigi und mustert verkniffen sein Haifischgesicht. Dann lacht er plötzlich. „Na, setz dich, Wimmer! Komm, trink! Hast 'ne Menge nachzuholen!" Er gießt ein Bierglas voll Kognak. „Austrinken!" befiehlt er. „Auf mein Wohl! Und auf den Kleinen! Der zahlt alles!"

Wimmer trinkt das Glas aus und setzt sich.

„Hat ja ziemlich lange gedauert", sagt Luigi.

Wimmer wischt sich mit dem Handrücken die Lippen. „Ja, hat lange gedauert" sagt er. „War interessant", sagt er. „Junge, Junge! Komm, gib mir noch einen. Junge, Junge ..." Er trinkt auch das zweite Glas leer.

„Was denn?" fragt Luigi. „Was war interessant?"

Wimmers kalte Augen fangen zu glitzern an. „Was die beim Deuxième Bureau für Methoden haben! Da bleibt kein Auge trocken."

„Was für Methoden schon", sagt Pat überlegen. „Prügel, was? Kennen wir!"

„Viel raffinierter!"

„Also, nun mach's nicht so spannend", sagt Luigi gelangweilt. „Die Tour mit dem elektrischen Strom kennen wir auch."

„Ganz anders", sagt Wimmer. „Gib mir noch einen!"

Luigi schenkt wieder ein. „Warst du dabei?"

„Prost", sagt Wimmer munter. „Klar war ich dabei. Als ich unsere drei Kerle ablieferte, hatten sie gerade einen vor. Er saß auf 'ner Flasche."

„Auf 'ner Flasche?"

Wimmer grinst. „Hast du noch nicht gehört, was? 'ne ganz gewöhnliche Weinflasche. Da setzen sie dich drauf, nackt, auf den Flaschenhals natürlich, und dann fragen sie dich aus. Und nach spätestens fünf Minuten sagst du denen die Wahrheit, um von der Flasche 'runterzukommen. Junge, Junge, ich möchte nicht wissen, wie der jetzt von innen aussieht! Gib mir noch einen."

„Nimm dir selber", sagt Luigi heiser.

Der Kleine ist grün im Gesicht. „Und der Leutnant?" fragt er. „War der auch dabei?"

Wimmers Haifischaugen gehen verächtlich über den Kleinen weg. „Der Leutnant", sagt er zu Luigi, „der ist rückwärts zur Tür 'rausgegangen, als er das mit der Flasche gesehen hat." Er grinst. „'n feiner Mensch, unser Leutnant. Kann so was nicht mit ansehn."

„Porco", sagt Luigi und trinkt einen großen Schluck Kognak.

Wimmer ist in Fahrt gekommen. Er genießt es sehr, daß man ihm zuhört. „Dann haben sie 'nen andern vorgenommen", erzählt er, „so'n alten, vertrockneten Viet. Dem haben sie'n Klistier verpaßt. Mit 'm Gartenschlauch."

Der Kleine steht auf und wankt hinaus.

Wimmer sieht ihm nach und lacht. „Auch so'n feiner Mensch", sagt er. „Nur daß er kein Leutnant ist."

„Erzähl weiter", sagt Pat.

„Mit dem Gartenschlauch haben sie ihn vollgepumpt", sagt Wimmer. „Bis er aussah wie'n Buddha. Und dann haben sie das Wasser wieder aus dem 'rausgetrampelt. Der war bedient, sage ich euch, der war vielleicht bedient."

„Und jetzt hältst du die Schnauze!" sagt Luigi plötzlich.

„Wieso?" grinst Wimmer. „Hart ist das Leben, Luigi. Was meinst du, wie der Viet hinterher ausgesagt hat. Sie brauchten nur mit dem Gartenschlauch ..."

„Du sollst die Schnauze halten!"

„Was denn, was denn?" sagt Wimmer gemütlich. „Das hat doch alles seinen

Sinn! Bei dieser Methode kann man nämlich hinterher von außen nichts feststellen. Kann niemand behaupten, daß er fertiggemacht worden wäre, verstehste? Nur drinnen, da ist natürlich alles kaputt, verstehste? Der Wasserschlauch, der hat ..."

Weiter kommt er nicht. Luigi springt plötzlich auf und gibt ihm einen Stoß vor die Brust. „Du sollst endlich die Schnauze halten!" schreit er wild. Wimmer taumelt halb vom Stuhl, er reißt sich hoch und hebt die Faust; aber ehe er zuschlagen kann, steht Robert vor ihm. „Sie sind jetzt still!" sagt Robert leise und zornig. „Erzählen Sie Ihre verdammten Geschichten woanders. Sie sehen ja, daß keiner sie hören will!" Er tritt dicht an ihn heran. „Und keinen Krach heute abend, verstanden?"

Wimmer läßt langsam die Faust sinken. Er tut es nicht ungern. Er hätte gegen Luigi doch den kürzeren gezogen. „Schon gut, Sergeant!" murmelt er. „Wenn's niemand hören will. Schon gut." Er greift nach seinem Glas. „Prost, Luigi. Will euch die Stimmung nicht verderben."

„Prost", sagt Luigi finster, aber er trinkt nicht mit.

„Alsdann" sagt Robert zu Luigi. „Ich hau ab."

„Bleib noch, Altmann", sagt Luigi. „Wir haben noch genug zu trinken."

Aber Robert bleibt nicht. Zum Teufel, er hat genug! Was Wimmer da erzählt hat, kann einem den Appetit auf das Leben verderben. Und wozu das alles? Ach — wozu? Das haben sich schon so viele gefragt. Und keiner findet eine Antwort ...

Draußen vor der Kantinenbaracke lehnt der Kleine an der Wand. Heult der schon wieder? „Gerber!" sagt Robert. „Was ist denn mit dir los?"

Der Kleine fährt herum. Er heult nicht. Er hat sich erbrochen.

„Ach so", sagt Robert und grinst.

Der Kleine sieht ihn mit weiten Augen an. „Das darf man doch nicht tun, Sergeant", flüstert er.

„Was?"

„Das, was der Caporal-Chef erzählt hat. Und das heute nachmittag, mit den Fellaghas."

„Das geht Sie nichts an, Gerber."

„Es ist ein Verbrechen", sagt der Kleine. „Ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Bei uns sind sie alle bestraft worden dafür."

„So. Woher wissen Sie das denn?"

„Das ist doch bekannt", sagt der Kleine. „Auf jeder Schule kann man das lernen. Es gibt doch internationale Gesetze ... Auch ein Soldat darf nicht gehorchen, wenn ihm so was befohlen wird."

„So", sagt Robert verwirrt. „So ..." Auf einmal überkommt ihn Hilflosigkeit. Er würde gern noch mehr hören von dem, was der Kleine da erzählt, aber soll er sich von dem Bürschchen belehren lassen? „Machen Sie, daß Sie ins Bett kommen", sagt er rauh. „Aber dalli!"

„Oui, Sergeant!" Der Kleine salutiert erschrocken und stolpert hastig davon.

Robert geht langsam über den Antreteplatz, in dessen Mitte die Fahnenstange steht, von der tagsüber die Trikolore flattert. *Honneur* et *Fidelité* steht auf dem betonierten Sockel. Ehre und Treue ... Meine Ehre heißt Treue ... Treue gegen wen?

Von der Kompaniebaracke kommen Schritte. Eine schlanke, schmale Gestalt. Leutnant Rochat.

Robert macht Front und knallt mit übertriebener Strammheit die Absätze zusammen. Wie ein Rekrut. Blöde. Aber irgendwie spürt er das Bedürfnis, dem jungen Leutnant Rochat heute eine besondere Ehre zu erweisen.

Sein Bemühen ist umsonst. Rochat bemerkt ihn nicht; er geht wie ein Schlafwandler an ihm vorüber. Robert denkt: Man müßte ihm sagen, daß man ihn nicht für einen Spinner hält — nicht mehr! ‚Mon Lieutenant', müßte man sagen, ‚ich stehe auf Ihrer Seite. Und die meisten meiner Leute stehen auch auf Ihrer Seite. Wir Legionäre sind gar nicht so stur und so schlecht, wie Sie glauben ...'

Leutnant Rochat ist schon im Schatten der nächsten Baracke untergetaucht. Robert hat plötzlich das Gefühl, etwas versäumt zu haben. Du lieber Gott, wieso denn? Er ist Soldat und er tut seinen Dienst! Und jetzt wird er endlich schlafen! Er ist müde. Todmüde —

Robert träumt. Er steht in einem halbdunkeln kleinen Raum. Ein Vernehmungsraum, ganz offensichtlich; denn rechts lehnt eine Leiter, links hängt ein Gartenschlauch an der Wand und auf dem Tisch steht eine leere Flasche. Ich träume ... denkt Robert. Der Schlauch ... die Flasche ... davon hat doch Wimmer erzählt.

→



Anjou-Birnen
...und von NINO ist der Stoff

…unt ist das Leben!

Farbig und vielfältig ist die Mode – und von NINO ist der Stoff.

International anerkannte Modeschöpfer entwarfen aus NINO-Stoffen sportliche und elegante Mäntel in großer Zahl. Erstklassige Hersteller gaben den Modellen hervorragende Paßform, vorteilhaften Sitz.

NINO aber garantiert die Stoff-Qualität. Gute Stoffe für schöne Mäntel.

Aus NINO-FLEX, dem bekannten NINO-Gewebe, gibt es sportliche Mäntel ebenso wie elegante Modelle der Haute Couture. Wenn dieses Webetikett eingenäht ist, bedeutet es eine sichere Garantie für NINO-Stoffqualität.





. . . für gute Kleidung!

Der Roman der verlorenen Söhne

Und die Leiter? ... Ach ja, die wurde in Indochina immer benutzt. Ein blödsinniger Traum, jetzt müßte ich aufwachen! Aber er wacht nicht auf, obwohl er sich Mühe gibt. Die Angst hockt auf ihm wie ein ekliges Tier. Hinter dem Tisch steht ein Vernehmungsoffizier, dessen Gesicht er nicht erkennen kann. ‚Sie sind Deutscher?' fragt der Vernehmungsoffizier. ‚Ja, natürlich', sagt Robert. ‚So, Sie sind wirklich Deutscher?' fragt der Offizier wieder. Was für eine absurde Frage! ‚Antworten Sie!' sagt der Offizier streng. ‚Aber ja', sagt Robert. ‚Ich bin in Stettin geboren. In Stettin ... in Stettin ...' Er hat plötzlich ein bedrückendes Schuldgefühl. Warum eigentlich? Er hat doch gar nichts verbrochen. Aber wie soll er dem da erklären, daß er nichts verbrochen hat? ‚Also Sie sind wirklich Deutscher', sagt der Kerl hinter dem Tisch schon wieder. Robert hält es nicht mehr aus. Ich muß weg, denkt er. Fliehen! Er dreht sich um und läuft hinaus. Der Mann brüllt hinter ihm her, aber Robert kümmert sich nicht darum, er muß weg ... weg ...

Draußen steht ein Auto. Ein niedriger, offener Sportwagen. Robert springt hinein und drückt auf den Anlasser. Dann legt er den Gang ein, aber er wird mit dem Schalthebel nicht fertig. Kein Wunder, seine Hände sind dick verbunden! Nicht mal das Steuerrad kann er damit fassen. Und hinter sich hört er die Verfolger. Er springt aus dem Wagen und will laufen, aber trotz aller Anstrengung kommt er nicht vom Fleck. Dann steht Kleiba vor ihm. ‚Mein lieber Mann', sagt Kleiba, ‚wir kommen wieder!' ‚Mensch, Kleiba', sagt Robert, ‚laß mich durch, ich muß weg. Da hinten kommen sie schon!' Kleiba grinst. ‚Mein lieber Mann', sagt er. ‚Meine Ehre heißt Treue!' ‚Ja, ja', sagt Robert angstvoll. ‚Nun laß mich endlich durch. Die sind doch hinter mir her. Die legen mich um ...' Und in diesem Augenblick kracht hinter ihm schon ein Schuß. Und von dem Schuß wacht Robert auf.

Er fährt im Bett hoch. Es war wirklich ein Schuß, das hat er nicht geträumt. Draußen ruft jemand. Er springt aus dem Bett und reißt die Tür auf.

Im kalten Licht des schrägstehenden Mondes liegt der Antreteplatz vor ihm. Mitten darauf steht die Fahnenstange wie eine riesige in den Boden gespießte Stricknadel. An ihrem Fuß liegt, ein wenig zusammengekrümmt, ein Mann.

Robert läuft darauf zu, barfuß, im Schlafzeug. Von der Wachstube kommt eilig ein Posten über den Platz. Sie sind gleichzeitig bei dem Liegenden und gleichzeitig beugen sie sich über ihn, schweratmend: Es ist Leutnant Rochat. Aus einem Loch in seiner rechten Schläfe tropft schwarzes Blut. Die Pistole hält er noch in der Hand. Er trägt die Paradeuniform der Legion. Er ist tot.

„Das", sagt Luigi am nächsten Tage, „war der einzige anständige Offizier, den ich je erlebt habe."

„Hast du nicht immer gesagt, daß er spinnt?" sagt Robert gereizt.

Luigi sieht ihn grübelnd an. „Vielleicht muß man hier spinnen, um anständig zu sein."

Capitaine Verdoux aber sagt, und das wird später glaubwürdig vom Schreibstubenbullen berichtet: „Dieser verdammte Idiot! Hätte seine Munition lieber für einen Viet aufsparen sollen!"

Mehr sagt Verdoux über den Tod des Leutnants Rochat nicht; doch sorgt er für einen ehrenvollen Abtransport nach El Djellah, und zur Feier dieses Ereignisses setzt er das berühmte Verdoux-Képi auf.

Vierzehn Tage darauf trifft Rochats Nachfolger ein: Jung, frisch, mit guter militärischer Beurteilung. Kein Spinner. Capitaine Verdoux ist mit ihm zufrieden. Die Legionäre auch, soweit man mit einem Offizier überhaupt zufrieden sein kann.

Rochat ist vergessen. Man vergißt schnell bei der Legion. Du lieber Gott, wo käme man hin, wenn man sich mit dem Gepäck dunkler Erinnerungen belasten wollte? Es wäre ein zentnerschwerer Tornister, der einem keinen Schritt mehr nach vorn gestattete ...

Acht Wochen später wird das Regiment verlegt. Sehr weit. Der Marsch dauert drei Tage, und je weiter die kriegerische Kolonne nach Norden rollt, um so besser wird die Stimmung bei den Legionären.

An der Küste läßt es sich besser leben als in den kargen Aurèsbergen, auch für den ärmlichsten Legionär zweiter Klasse. An der Küste verbreiten die großen herrlichen Städte Constantine, Philippville, Algier, Oran ihren sündigen Glanz.

Das Bataillon bezieht einen Sicherungsbereich zwischen Boghari und Blida. Von Blida sind es bis Algier nicht mehr als 80 Kilometer. Die lockende Hauptstadt des Landes ist nun leicht erreichbar für Urlauber, und mit der Urlaubsgenehmigung für bewährte Legionäre wird nicht gespart.

Die Unterbringung der Kompanie Verdoux ist vorzüglich: Eine verlassene Ferme mitten zwischen Wein- und Weizenfeldern. Saubere, vorfabrizierte Holzbaracken gruppieren sich um das Hauptgebäude. Eine niedrige Mauer umgibt das Anwesen; sie ist nach außen gesichert durch ein Drahthindernis aus S-Rollen.

Von dem Beobachtungsturm, auf dem zwei starke Scheinwerfer montiert sind, hat man einen weiten Blick über das wellige grüngelbe Land. Keine kahlen Bergzüge, keine Felsschründe und Schluchten, und die afrikanische Hitze wird durch den Wind gelindert, der mit barmherziger Stetigkeit vom Meer herüberweht. Weiß Gott, einen so angenehmen Stützpunkt hat man lange nicht mehr gehabt.

Auch die Kantine ist besonders hübsch, und es versteht sich, daß sie am Abend nach der Ankunft von Legionären überquillt.

Robert hat sich für eine Flasche Bier zu Luigi, Pat und den Kleinen gesetzt. „Na, Luigi", sagt er, „nun hast du ja, was du dir wünschtest: Bist dicht an der Küste. Kannst abschwimmen!"

Luigi blinzelt zu Pat hinüber. „Keine schlechte Idee, Altmann."

Robert tippt lächelnd auf Luigis neue Dienstgradabzeichen. „Den hübschen goldenen Winkel wirst du wohl kaum aufs Spiel setzen."

Luigis Gesicht verändert sich plötzlich. Seine Augen funkeln böse. „Madonna, glaubst du, daß so ein Scheißwinkel einen anderen Menschen aus mir macht? Glaubst du, daß ich deswegen die Schweinereien lieber sehe, die hier veranstaltet werden? Porco! Wofür hältst du mich eigentlich, Altmann?"

„Für einen braven Banditen und einen guten Soldaten!" lächelt Robert. „Sollst leben, Luigi. Salute."

„Scheiße!" sagt Luigi zornig.

Pat stößt ihn an. „Nun reg dich nicht auf. Ist doch sehr schön hier. Was hast du nur immer zu meckern?"

„Na gut", sagt Luigi versöhnlich. „Hast vielleicht recht. Salute, Altmann!"

Sie trinken, aber auf einmal ist die Stimmung gestört und ein unbefangenes Gespräch will nicht mehr aufkommen. Robert läßt sein Bier stehen und geht. Für einen Augenblick befällt ihn ein ungutes Gefühl, aber er vergißt es gleich wieder; er hat so viele andere Dinge im Kopf. Hätte er sich noch einmal umgedreht, vielleicht hätte er gesehen, wie die drei die Köpfe zusammensteckten, vielleicht wäre ihm auch an den Gesichtern Pat Kilbys und des Kleinen etwas aufgefallen, und vielleicht hätte er dann manches verhindern können. Vielleicht ... vielleicht ... Wer kann das hinterher wissen?

Robert eignet sich nicht zum Polizisten, und er findet es nicht verdächtig, daß in der Folge der Caporal-Chef Locatelli mit den Legionären Kilby und Gerber immer öfter zusammensitzt, und daß die drei häufig gemeinsam nach Algier auf Urlaub fahren.

Robert hat auch persönlich nichts dagegen. Im Gegenteil! Der Kleine wird mit der Zeit immer selbständiger, vielleicht macht das das Geld seines Vaters, und im Dienst gibt er sich weiterhin Mühe. Luigis Freundschaft scheint ihm gut zu tun.

So sieht Robert keinen Grund, den nächsten Algierurlaub der drei für den 10. Mai nicht zu befürworten. Aber aus dieser Fahrt wird nichts, denn am Abend vorher wird Urlaubssperre verhängt und gleichzeitig Alarmbereitschaft für das ganze Bataillon befohlen. Neue Unruhen in Oran und Algier werden erwartet, so heißt es. Die Dauer der Alarmbereitschaft ist ungewiß.

Die Legionäre nehmen das gleichmütig zur Kenntnis. Eine Alarmbereitschaft hat auch ihre Vorteile. Sie hocken fast den ganzen Tag vor ihren Unterkünften und spielen Karten. Der Innendienst ist auf das Notwendigste beschränkt. Die Kom-

panie muß in kürzester Zeit einsatzbereit sein, darauf legt Capitaine Verdoux größten Wert.

Der Capitaine läßt es sich an diesem Abend nicht nehmen, höchst persönlich die Posten zu kontrollieren. Auf diesem Rundgang trifft er auf den *Officier de ronde*, Sergeant Altmann, der ebendasselbe tut.

Es ist eine prachtvolle afrikanische Maiennacht, gesättigt von den Gerüchen des reichen Landes und durchwebt vom Gesang der Zikaden.

Eine Weile gehen Verdoux und Robert nebeneinander her. Verdoux ist in bester Stimmung. Leise pfeift er ein Lied vor sich hin: ‚Die blauen Dragoner . . .' „Ein gutes Lied", sagt er zu Robert. „Überhaupt, die Deutschen haben gute Soldatenlieder."

„Oui, mon capitaine", sagt Robert lächelnd.

Verdoux bleibt plötzlich stehen. „Ich hoffe, Sie haben es nicht bereut, daß Sie zu meiner Kompanie gekommen sind, Altmann?"

„Non, mon capitaine", sagt Robert, „warum?"

„Eh bien", sagt Verdoux, „ich hab Ihnen damals gesagt, daß Sie nicht lange Sergeant bleiben würden."

„Oui, mon capitaine."

„Ich pflege mir meine Leute anzusehen", sagt Verdoux. „Ich habe mir auch Sie angesehen. Ihr Zug ist in Ordnung. Ein bißchen härter könnten Sie manchmal sein, Altmann . . ."

„Ich hab so meine Methode, mon capitaine . . ."

Verdoux betupft sein Glasauge. „Solange Sie Ihren Zug in Schuß haben, soll's mir egal sein, mit welchen Mitteln Sie arbeiten."

„Oui, mon capitaine."

„Ich habe Sie gestern dem Bataillon zur Beförderung eingereicht, Altmann."

Robert nimmt Haltung an. „Merci, mon capitaine!"

„Schon gut", sagt Verdoux und geht weiter. „Ich hoffe, wir werden zusammen noch . . ." Er unterbricht sich und lauscht.

Eine erregte Stimme in der Nacht: „Halte là!" Es ist der nächste Posten. Und noch einmal, laut, fast brüllend: „Halte là!"

Mit ein paar Sprüngen sind Verdoux und Robert an der Umfassungsmauer. „Was ist los?" schreit Verdoux.

„Da laufen welche!" ruft der Posten.

Verdoux ist mit einem Satz über der Mauer. Robert folgt ihm.

„Da!" schreit Verdoux. „Halt! Stehenbleiben!"

Robert sieht, wie sich drei dunkle Gestalten aus dem Stacheldraht winden.

„Schießen!" schreit Verdoux den Posten an. „Schießen Sie doch!"

Der Posten hantiert aufgeregt mit seiner Maschinenpistole, aber er hat Ladehemmung.

Verdoux zieht fluchend seine Pistole und schiebt den spanischen Reiter beiseite, der den Durchgang nach draußen sichert. In diesem Augenblick peitscht ein Schuß durch die Nacht. Dem Capitaine fällt die Pistole aus der Hand. Brüllend tastet er nach seinem Arm. Noch ein Schuß. Die Kugel pfeift an Roberts Schläfe vorbei.

Nun sieht Robert die drei schattenhaften Gestalten ganz deutlich. Er reißt seine Pistole hoch und drückt ab. Ein gellender Schrei antwortet aus dem Dunkel.

„Scheinwerfer!" brüllt Verdoux. „Macht doch die Scheinwerfer an, ihr Idioten!"

Vom Beobachtungsturm flammt ein Scheinwerfer auf. Schnell tastet er über das abgemähte Vorfeld, dann erfaßt er drei Männer in sandfarbener Zivilkleidung. Einer liegt auf dem Gesicht. Die anderen versuchen, dem Lichtstrahl des Scheinwerfers auszuweichen.

„Stehenbleiben!" schreit Verdoux, „oder ich laß euch umlegen."

Die beiden bleiben mit dem Rücken zum Scheinwerfer stehen.

„Hände hoch!" schreit Verdoux.

Die beiden heben langsam die Hände.

Robert läuft zu dem Verwundeten. Er faßt ihn bei den Schultern und dreht ihn herum, und voll Entsetzen starrt er in das Gesicht des Kleinen.

Verdoux kommt schnaufend heran. Mit einer Hand hält er seinen verwundeten Arm. „Dreht euch um!" brüllt er die anderen an. „Hierher die Nasen!"

Die beiden drehen sich zögernd um. Geblendet blinzeln sie in das grelle Scheinwerferlicht: Caporal-Chef Luigi Locatelli und Legionär Pat Kilby.

„Voilà, ihr Schweine", stößt Verdoux hervor. Dann geht er auf die beiden zu.

Fortsetzung im nächsten Heft

Claus Gädemann:



Die junge Blandine Inge Marlack aus Hannover ist von einem Mädchenhändler nach Südamerika gelockt worden. Sie hatte diesen gut aussehenden Mann, einen Korsen namens René Orsaccio, in Paris kennengelernt, wo sie als Kindermädchen bei einer Emigrantenfamilie arbeitete. Orsaccio ging mit dem Mädchen eine Scheinheirat ein, um sie an sich zu ketten. Nach einem Mord an einem algerischen Konkurrenten im Rauschgift- und Mädchenhandel flüchtet Orsaccio von Frankreich nach Argentinien, wo er einen feudalen Nachtklub besitzt. Dort wird Inge auch über das aufgeklärt, was man mit ihr vorhat. Sie wird an Bord der Jacht „Hirunda" geschafft, die sie nach Venezuela bringen soll. Während dieser Zeit entdeckt die französische Polizei erste Spuren, die auf Orsaccios Mädchenhändlerbande hinweisen.

*

Während die „Hirunda" in Richtung Rio dampfte, ging der Funkspruch der „Interpol" aus Paris nach Buenos Aires, in dem um Nachforschungen über einen gewissen René Orsaccio wegen Verdachts des illegalen Rauschgifthandels ersucht wurde.

Und noch etwas anderes geschah während dieser Zeit.

Zwei Mädchen taumelten mehr, als sie gingen, in das Polizeirevier in der Avenida Emilia Castro im Nordwesten von Buenos Aires. Es war der Morgen des 25. April 1957.

Was sie dem wachhabenden Sergeanten erzählten, erschien diesem so unglaubwürdig, daß er nicht einmal ein Protokoll aufnahm. Er machte nur eine kurze Eintragung ins Wachbuch. Aber weil sie so müde und abgerissen aussahen, erlaubte er ihnen, wenigstens ein paar Stunden auf der Pritsche in der Arrestzelle zu schlafen. Allerdings, fügte er hinzu, müßten sie diese sofort räumen, wenn etwa ein Häftling erschiene.

Als sie gegen Mittag aufwachten, gab er ihnen sogar noch aus seiner eigenen Tasche das Autobusfahrgeld, weil die Jüngere und Energischere darauf bestand, dann eben mit einem höheren Señor zu sprechen.

So kamen sie nach einigen Schwierigkeiten im Gebäude der „Policia Federal" in der Calle Marena vor eine Reihe braungestrichener Zimmertüren, an denen Pappschilder mit der Aufschrift „O II" hingen. Und kamen schließlich hinter einer dieser Türen zu einem mondgesichtigen, rundlichen Inspektor namens Léon Gavrila. Genau wie einen Tag zuvor der Funkspruch der „Interpol" aus Paris, dessen Papierstreifen, auf einem blauen Formular aufgeklebt, in einem Aktendeckel auf seinem Schreibtisch lag.

Das Zusammentreffen war kein Zufall. Denn weil Rauschgift- und Mädchenhandel sooft Hand in Hand gehen, hatte man in der Abteilung „O II" auch deren Bekämpfung zusammengefaßt. Unter den Kollegen der „Policia Federal" hieß sie die „Lasterhöhle".

Gavrila betrachtete die beiden Mädchen neugierig.

Die Jüngere war zweiundzwanzig Jahre alt und hieß Maria Anadés. Sie war ziemlich klein und rundlich und führte für beide das Wort. Neben ihrer Freundin wirkte sie noch kleiner, weil sie an ihren Schuhen, die einmal hochhackig gewesen sein mußten, keine Absätze hatte. Der eine war ihr abgebrochen, und da hatte sie kurzerhand auch den anderen weggeworfen.

Das andere Mädchen war das weitaus hübschere. Sie war groß und schlank und hatte spiegelnde, schwarze Augen. Sie hieß Ines Darávitch.

Sie sahen nicht mehr ganz so schlimm aus wie am Morgen im Polizeirevier, nachdem sie geschlafen und sich gewaschen hatten. Mit ihren zerrissenen Kleidern, ramponierten Schuhen und zerkratzten Armen und Beinen konnten sie freilich nicht viel Staat machen. An ihren Fingernägeln saßen Reste von Nagellack.

Gavrila wies auf die beiden Stühle vor seinem Schreibtisch. Dann ließ er sie erzählen.

Maria erzählte das meiste, Ines nickte nur ab und zu mit dem Kopf.

Also, sie wären Tischdamen in einem Nachtklub in San Martin gewesen, dem Vorort, ja.

„Wissen Sie, wie der Besitzer hieß?"

O ja, genau, das sei ja eben der Kerl, der sie ... also Avreiras, Hernando Avreiras.

Sie sah ihn erwartungsvoll an. Aber Gavrila sagte der Name nichts.

Eines Tages habe ihnen Avreiras von einem Kollegen erzählt, einem guten Freund, der Tischdamen suche für einen neuen Klub draußen in Monte Caseras. Gut bezahlt, besser, viel besser als hier, weil da eine Garnison in der Nähe sei, und die Offiziere ständig in dem Klub verkehrten. Eigentlich hätten sie sich



Ein Bericht nach Polizeiakten und Tagebuchnotizen

ja gewundert, daß er ihnen jemand anderes empfahl, gewissermaßen der Konkurrenz, aber Avreiras hätte gesagt, es sei eben ein guter Freund von ihm, und er wäre ihm gerne gefällig, ein paar hübsche Mädchen, besonders hübsche, nicht wahr, zu vermitteln.

Ja, und da wären sie eben gegangen. Das heißt, man hätte sie im Auto hingebracht, in einem großen Buick, sehr schick war das. Ja, und dann ...

Bisher war Marias Redestrom nicht abgerissen. Jetzt machte sie eine Pause.

„Ja, und dann haben wir gleich gemerkt ... was das wirklich war ... und ganz dreckig und primitiv ... und gleich am ersten Abend haben sie es verlangt ... wir durften nur mal baden, nicht mal zu essen haben wir was bekommen ... gleich nach dem Bad ..."

Flucht aus dem „Klub"

Sie verstummte und sah ihre Freundin wie hilfesuchend von der Seite an. Die nickte nur und hatte Tränen in den Augen.

Gavrila war sehr ernst geworden. Um die Pause zu überbrücken, steckte er sich eine neue Zigarre an. Dann fragte er:

„Und wenn Sie nun nicht ... ich meine, wenn Sie sich geweigert hätten ..."

„Das haben wir ja, o madre mia, wie haben wir uns gewehrt! Aber sie haben uns gesagt, sie würden uns ... sie würden uns ... furchtbar zurichten, und Ohrfeigen haben wir gleich bekommen. Und sie haben gesagt, wir sollten nicht versuchen, wegzulaufen, sie würden uns doch wiederkriegen, und außerdem würde uns kein Mensch glauben."

Sie sah Gavrila an, als ob sie feststellen wollte, ob er ihnen nun glaube.

„Und ... wie lange waren Sie da?"

„Eine Woche, oder länger, ich weiß nicht."

„Und dann haben Sie es doch nach geschafft?"

„Ja. Die Zimmer — eh, Zimmer, was für widerliche Löcher, also die Fenster da waren vergittert. Aber die ... die Toiletten nicht. Und da sind wir rausgesprungen. Sie haben uns jeden Abend im Zimmer eingeschlossen, aber ich habe mit einer Haarklammer aufschließen können, es waren so primitive Schlösser. Und dann sind wir gelaufen, gelaufen ..."

Irgendwo hatte sie ein Fernfahrer mitgenommen, der von Paraguay herunterkam. Dann waren sie wieder gelaufen und wieder mitgenommen worden. Gegessen hat- →



ten sie kaum etwas. Drei Tage waren sie unterwegs gewesen.

„Hm. Und wie hieß Ihr neuer Chef?"

„Das wissen wir nicht. Avreiros hat uns gesagt, wir würden ihn in Monte Caseros kennenlernen. Da würde er auch unseren Vertrag mit uns machen. Er hätte jetzt noch soviel mit dem Einrichten von dem Klub zu tun."

Gavrila schickte seine Sekretärin mit den beiden Mädchen hinunter in die Kantine, damit sie zuerst einmal etwas zu essen bekamen. Dann verlangte er ein Ferngespräch mit der Kriminalpolizei in Monte Caseros im Staate Corrientes, direkt an der Grenze nach Brasilien.

Er war eigentlich sonst skeptisch gegen solche Anzeigen. Es kam oft genug vor, daß sich ein Mädchen an seinem ungetreuen Zuhälter mit derartigen Beschuldigungen rächen wollte. Aber diese beiden hier sahen so aus, als ob sie die Wahrheit sagten.

Es dauerte fast eine Stunde, bis Gavrilo die Verbindung bekam. Die Kriminalpolizei von Monte Caseros hielt vermutlich Siesta. Endlich summte der Apparat.

„Inspektor Gavrilo, Policia Federal, Abteilung O II. Sagen Sie, Herr Kollege, ich habe hier eine Meldung über ein Bordell bei Ihnen ... wie ... ach, das ist offiziell zugelassen? Soso. Können Sie feststellen, wie der Besitzer heißt? Ja, danke, ich warte."

Wieder dauerte es eine ganze Weile, bis Antwort kam. Gavrilo hörte unterdessen am anderen Ende der Leitung Papiergeraschel und leise Stimmen. Schließlich kam die Auskunft. Der Besitzer des Bordells hieß René Orsaccio.

Gavrilo dankte und legte auf. Er malte nachdenklich kleine Pferde auf seinen Notizblock. Sie gelangen ihm nicht besonders gut, aber er stammte aus der Provinz Córdoba und war mit Pferden aufgewachsen und liebte sie.

Die Sekretärin kam mit den beiden Mädchen wieder.

„Wo werden Sie jetzt hingehen?" fragte er.

Sie zuckten stumm die Achseln und sahen ihn erwartungsvoll an. Gavrila rief ein kirchliches Mädchenwohnheim an und brachte sie dort unter. Sie getrauten sich nicht, zu fragen, was nun weiter mit ihrer Anzeige geschehen würde.

„Hinterlassen Sie auf jeden Fall, wo ich Sie weiter erreichen kann", sagte er zum Abschied.

In der Tür drehte sich Maria noch einmal um und sagte, „und schönen Dank — für das Essen".

Der Inspektor fragte in der Aktenkartei an, ob es eine Akte Orsaccio, René, gebe. Es gab keine.

Was er hier hatte, war ziemlich dünn, sagte er sich. Dann hatte er eine Idee. Er ließ sich Akten sämtlicher in den zurückliegenden zwei Jahren aus Buenos Aires verschwundenen Mädchen kommen.

Es waren neunzehn hellgrüne Aktendeckel. Als er sie alle durchgearbeitet hatte, war es nach Mitternacht. Er trat ans Fenster, öffnete es und sah hinunter auf den immer noch fließenden Verkehr.

Von den neunzehn im Jahre 1955 und 1956 aus Buenos Aires verschwundenen Mädchen hatten neun häufig in einem Klub namens „Vicente Lopez" in dem gleichnamigen Vorort der Stadt verkehrt. Der Besitzer des Klubs hieß René Orsaccio.

Ein paar andere Mädchen waren nach Aussage der Eltern einmal mit jungen Männern korsischer Abstammung befreundet gewesen, also Landsleuten Orsaccios. Und die Mädchen waren beileibe nicht nur aus der Kategorie der Tischdamen, die nachher in kirchlichen Heimen wohnen müssen. Es waren solche dabei, die bei ihren Eltern in großen Villen draußen im vornehmen Vicente Lopez gewohnt hatten.

Der Inspektor sah zum Himmel hinauf. Schräg gegenüber zuckte auf einem Hausdach die Lichtreklame einer Fluggesellschaft. Die Neonröhren zeichneten das Flugnetz in den Himmel, das die Gesellschaft beflog, um dann zu verlöschen und das Spiel von vorn zu beginnen. Gavrila hatte das Gefühl, daß er ein großes Netz internationaler Verbrechen sehen konnte, dem man sich sehr behutsam nähern mußte, damit es nicht ebenso rasch wieder vor den Augen verschwand wie das auf der Lichtreklame.

Er schloß das Fenster. Er setzte sich an seinen Schreibtisch und begann wieder, mißratene Pferdchen zu malen. Dabei dachte er:

„Also dann wollen wir uns zuerst mal diesen Orsaccio näher ansehen. Und auch seinen Freund Hernando Avreiros."

Das schwimmende Gefängnis

Als Inge aufwachte, wußte sie, daß sie recht gehabt hatte in der Nacht mit ihrer Angst: Bei Licht war alles noch schlimmer.

Die Sonne kam grell durch das schmutzige Bullauge und beleuchtete die Kabine, die eher ein enger Käfig war. Sie beleuchtete die eisernen Betten, die man an den Ketten an die Wand hochziehen konnte, und die dünnen Decken mit verblaßten mexikanischen Mustern. An der Querwand der Kabine hing ein gesprungener Spiegel, der beständig im Takt der Schiffsmaschine zitterte und das Zittern in einem flackernden Lichtreflex an die Wand gegenüber weitergab. Vor dem Spiegel stand die Frau vom unteren Bett in einem Unterrock aus glänzendem rosa Stoff und kämmte ihre gefärbten Haare. Sie drehte sich nicht um, als Inge sich bewegte. Es war furchtbar heiß, und der Schweiß klebte auf Inges Gesicht.

Sie wollte nicht aufstehen. Sie wollte hier liegenbleiben, bis sie starb, sich nicht rühren, die Augen zumachen, um wieder ein wenig von dem schützenden Dunkel zu haben. Sie war in den dunklen Tunnel der Hoffnungslosigkeit eingefahren, der so unendlich tief war, daß kein Lichtschein ein Ende zeigte.

Da fand sie einen Freund.

Die rostige Schottentür neben den Betten öffnete sich, und ein kleiner, magerer Mann kam herein. Seine Augen wanderten ruhelos hin und her und blieben nirgends hängen. Er trug ein Tablett mit sechs Tassen Kaffee und drei Tellern voller Tortillas in der Hand.

„Guten Morgen", sagte er mit einer hohen Stimme auf englisch.

„Kannst du nicht anklopfen, wenn Damen Toilette machen?" fuhr die Frau am Spiegel ihn an.

Der kleine Mann in der Leinenjacke stellte wortlos das Tablett auf den Tisch unter dem Bullauge, setzte zwei Tassen und einen Teller ab und nahm das Tablett wieder auf.

„Und was kriegen die feinen Damen oben, die jungen, schönen, hö?", fragte die Frau namens Maria. „Auch so'n Dreck?"

Der Mann antwortete nicht. Nur in der Tür murmelte er vor sich hin: „Denn das wisset, daß Hurerei ist ein Greuel vor dem Herrn, und zu Not und Verwertnis hinführet." Damit ging er.

„Was hat er gesagt?" fragte Maria ihre Kabinengenossin, denn Fred, der Chorknabe, hatte wieder englisch gesprochen.

Inge hatte gar nicht hingehört und antwortete nicht.

„Na komm, was essen", sagte Maria.

Inge schüttelte nur stumm den Kopf und blieb liegen.

„Denn nich, mein Goldkind. Du wirst auch schon kirre werden."

Die Frau, die noch immer im Unterrock dastand, schob mit dem Fuß eine Eisenkiste an den Tisch. Die Kiste diente zugleich als Schrank für die Passagiere und als Sitzgelegenheit. Mit den Fingern griff Maria sich ein paar der fetttriefenden Pfannkuchen und begann geräuschvoll zu essen. Sie nahm sich beide Portionen.

Als Fred Soates wiederkam, um abzuräumen, sah er die volle Kaffeetasse stehen und bemerkte, daß Inge noch immer im Bett lag.

„Sie nicht, Miss?" fragte er.

Inge schüttelte wieder den Kopf.

Sie hörte das Knarren der Eisentür, als Fred ging, und wie er die Riegel mit den Hebeln an beiden Seiten schloß, die sie an Luftschutztüren erinnerten.

Sie wußte nicht, wieviel Zeit vergangen war, als der kleine Mann wiederkam.

In dieser Zeit hatte Fred Soates, der fünfzigjährige, bibelfeste und fünfzehnmal vorbestrafte kleine Cockney aus der South End Street in Soho, sich entschlossen, zum erstenmal in seinem Leben mutig zu sein.

Er hatte nichts für diese Prostituierten übrig, die da unten wie ein Viehtransport von Buenos Aires nach Rio geschafft wurden, um dort von Orsaccio für fünfunddreißig Dollar an die dreckigsten Negerbordelle buchstäblich verkauft zu werden. Abgestoßen gewissermaßen in den Well-

blechhütten, draußen, wo der Wald begann. Schließlich hatten sie lange gewußt, was sie taten, dachte er. Aber diese kleine Blonde mit den verheulten Augen, die nichts essen wollte und die gestern willenlos taumelnd an Bord gebracht worden war, das war keine. Und hier sah der kleine, getretene Fred, den sie den Charknaben nannten, die Möglichkeit, ein gutes Werk zu tun. Vielleicht würde der liebe Gott dafür sogar seine fünfzehn Vorstrafen vergessen.

Und dem Kapitän Höchster könnte er, der kleine Fred Soates, damit auch eines auswischen.

Als er eine Schüssel mit Suppe und zwei Teller zum Mittag brachte und der Geruch zu ihr drang, merkte Inge, wie furchtbar hungrig sie war.

Soates sah, wie sie zögernd von ihrer Pritsche stieg. Da schob er einen Zettel unter ihren Teller, so daß er auf ihrer Sitzseite ein wenig hervorsah. Er hatte ihn mühselig mit einem Bleistiftstummel geschrieben.

Inge wußte nicht, was sie davon halten sollte. Sie hatte in der Mittelschule nicht gelernt, Cockney-Englisch in Schriftform zu bewältigen.

Sie sah, daß Maria neugierig herüberstarrte, und verbarg den Zettel in ihrer Hand.

„Na, was haste, Goldkind? Liebesbrief? Vielleicht will einer von der Mannschaft was von dir. Oder vielleicht sogar der Kapitän. Würd' ich machen. So was lohnt sich immer. Erzähl mal — zeig mal her." Sie griff herüber.

„Es ist Englisch", antwortete Inge zu Marias Enttäuschung. Es war das beste, was ihr einfiel.

„Na, denn sag doch mal!"

Inge antwortete nicht. Sie bemühte sich, die unbeholfenen Buchstaben zu entziffern.

Sie hießen:

„Werte Miss. Ich will inen helfen. Was die andern hir sind unten wern in Rio ausgeschifft. Will sehen villeicht kann ich inen helfen mitraus. Hochachtungsvol ein Freund."

Inge atmete tief.

Sie überlegte nicht, ob das vielleicht eine Falle war, oder warum jemand ihr helfen wollte.

Sie hatte das Gefühl, als ob ganz weit hinten in dem dunklen Tunnel ein Lichtschein aufgetaucht sei.

Frische „Ware" für Maracaibo

Die Ladung Mädchen aus Buenos Aires wurde an ihren Bestimmungsorten schon erwartet.

Die Bar „Jack und Charlie's" im Zentrum von Maracaibo in Venezuela sah aus wie jede beliebige Bar in den weniger vornehmen Avenues von New York. Eine lange Theke zur rechten Hand, die sich von der Tür bis zum hinteren Ende des langen, verräucherten Raumes zog. Daran eine Messingstange zum Abstellen müder Gästefüße. Vor der Theke eine Reihe Drehstühle mit Ledersitzen und links ein Gang. Zu mehr reichte der Platz nicht.

Jeder der amerikanischen Ölingenieure, der die Bar zum erstenmal sah, betrachtete den Namen als Blasphemie. Denn „Jack und Charlie's" ist auch der eigentliche Name des berühmten New Yorker Klubs „21". Aber da auch der besoffenste Gast sie kaum mit dem Luxusrestaurant an Manhattans 52. Straße verwechseln konnte, war anzunehmen, daß die Inhaber tatsächlich Jack und Charlie mit Vornamen hießen. Zu sehen bekommen hatte sie noch niemand.

Jedesmal, wenn die gläserne Schwingtür aufgestoßen wurde, kam der Ölgeruch mit herein, der über der ganzen Stadt wie eine Wolke hing. Er drang von den zweitausend Bohrtürmen herüber, die ihre Stahlbeine bis in den Maracaibo-See am Stadtrand hinausgestellt hatten und den größten Teil der Petroleumförderung von Venezuela aus dem Boden sogen.

Links von Herbert und Alex plumsten Würfelbecher regelmäßig auf eine fleckige grüne Filzunterlage. Unter der Decke drehte sich träge ein Propeller und bemühte sich, Hitze und Rauchschwaden umzurühren. „Kommen neue Mädchen", sagte Alex und fuhr sich mit der kräftigen Hand mit den eingefressenen Ölflecken durch das krause, grauwerdende Haar. „Draußen in der Casa. Paß auf, daß du dich nicht verliebst."

Alex Ambruster kannte die Antwort genau, und es machte ihm Spaß, den Jungen dazu zu bringen. Sie kam auch.

„Du weißt, daß ich mich nicht verliebe, nicht wahr?"

„Hm. Immer noch der gleichen Meinung?"

„Ich hab's mir selbst versprochen, und das halte ich auch."

„Idiot."

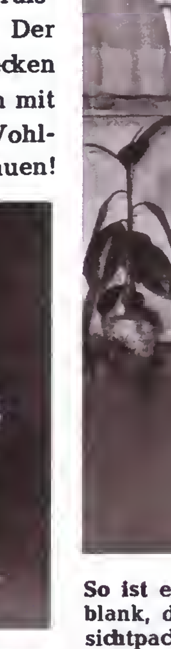
⟶













Herbert sah von seinem Glas auf und machte eine Bewegung, als ob er aufstehen und dem anderen eine 'reinhauen wollte.

„Bleib sitzen, du Idiot", sagte der Ältere ernsthaft. „Hey, China, noch zwei!"

Er hielt zwei Finger hoch. Der Barkeeper, der eigentlich Ernesto hieß, hatte sich längst an die Anrede „China" gewöhnt, mit der Alex ihn zu bedenken pflegte. So wie Alex, der Schweizer-Amerikaner, sich längst daran gewöhnt hatte, lateinamerikanische Barkeeper, Ölbohrarbeiter, Taxifahrer und andere eben einfach als China zu bezeichnen. Es war bequemer, als die ganzen braunen Gesichter auseinanderzuhalten. China war mexikanischer Slang für Krauskopf und stimmte meistens, und wenn es nicht stimmte, — er gab ohnehin ein gutes Trinkgeld für die Barkeeper und Taxifahrer und öfter eine Flasche scharfen Cacha für die Ölarbeiter, obwohl das von der Gesellschaft verboten war. Und dann nahmen sie es auch nicht weiter übel.

Links von ihnen grölte einer der Spieler: „Full house — you win, Mac — this one's me."

„Du Idiot", sagte Alex noch mal. „Du hast dich hier in diesem lausigen heißen Nest vergraben und baust an deinem Hafen da unten und kokettierst mit deinem deutschen Liebesschmerz. Und im Grunde deines Herzens wartest du auf die schöne Blonde, die kommt und aus Liebe deine Säuferseele erlöst, nicht wahr? So wie im Kintopp. Da kommt immer die blonde Schönheit und liebt den verkommenen Helden und errettet ihn. Und du sitzt da und säufst und läßt deinen Seelenschmerz glitzern, damit ihn die schöne Blonde auch ja nicht übersieht, wenn sie mal in die Bar kommen sollte. Glaube übrigens nicht, daß eine hier zu Jack und Charlie's kommen wird. Aber das bloß nebenbei."

„Du hast ganz recht, Kintopp. Gibt's eben nur im Kintopp, die schöne Blonde." Herbert schluckte mit einem Zug den Bourbon-Whisky hinunter, den der China vor sie hingesetzt hatte.

„Und wie du säufst, Mensch, wie!" sagte Alex, der seinen Whisky Schluck für Schluck nahm. „Wenn man schon säuft, na, dann sieh mich an. Bei Jove, ich saufe auch ..."

„... nur im Kintopp", wiederholte Herbert, mehr vor sich selbst. Dann sah er auf. „Wie man ... mein lieber Alex, dann möchte ich doch mal wissen, warum du dann überhaupt ..."

„Warum ich? Mein Lieber, wie alt bist du? Neunundzwanzig? Und wie lange hast du dich schon in der Welt 'rumgetrieben und den unheilbar Seelenkranken gespielt? Halt's Maul und laß mich weiterreden. Ich mach's jetzt an die dreißig Jahre, das Rumtreiben, länger als du überhaupt auf der Welt bist, see? Zwischen Abadan und diesem Drecknest hier, und wieder zurück. Weißt du, wie das ist, Öl-ingenieur sein? Hitze und Dreck und irgendwelche braunen Kaffern, die sich gerade soviel für dich interessieren, wie du Schnaps ausgibst, und weiter gar nichts? Ein Klubhaus mit Klimaanlage, yes Sir, vielleicht sogar mit'n Schwimmbecken, wenn's ne feine Gegend ist, und lauter Leuten, die immer denselben Mist quatschen, wie's jetzt zu Hause schön und kühl ist in Maryland, oder von den blonden Mädchen in Amsterdam. Und Hitze und Sand und immer der Gestank von dem verfluchten Öl. Und nachts, 'raus, Ölbrand, und sechzig Stunden nicht aus den Klamotten. Jeden Ersten kriegst du deine Penunsen, und dafür nichts als die Bar im Klubhaus, und dann eine neue Bohrung, drei, vier Wochen lang, und die Frage, die dich Tag und Nacht nicht losläßt, kommt nun was, wird sie nun fündig oder wird sie nicht ... dreißig Jahre lang ... du Idiot", setzte er etwas zusammenhanglos hinzu.

„Na, also", meinte Herbert und machte das Zeichen mit den zwei erhabenen Fingern zum Barmann, das er Alex abgesehen hatte. „Also ist's doch der einzige Ausweg, oder nicht?"

Die Würfler nebenan brüllten plötzlich vor Lachen und drehten sich in ihren Stühlen zum Gang um.

Ein kleiner, schwarzweiß gefleckter Hund kam durch den Gang. Das heißt, er ging. Er ging auf den Vorderbeinen.

Der Hund sah entfernt einem kurzhaarigen Terrier ähnlich, aber auch nur sehr entfernt, und hörte auf den seltsamen Namen „Kelb".

Kelb gehörte Alex. Der Ölingenieur hatte ihn einmal in volltrunkenem Zustand in einer Bar bei den Petroleumfeldern von Kuweit gekauft, zu einem horrenden Preis in harten Dollars. Ein alter Araber hatte eine Truppe dressierter Hunde vorgeführt, und aus irgendeinem Grund hatte Alex sich für Kelb begeistert. Er hatte den alten Araber sogar nach dem Namen gefragt, aber er erinnerte sich am nächsten Morgen nur noch, daß der in einem fort „Kelb" gesagt hatte. Was arabisch einfach Hund heißt. Alex war an diesem nächsten Morgen nicht sehr glücklich über seinen Erwerb gewesen. Aber weil der Alte schon vorsichtshalber weitergezogen war, und weil er es nicht übers Herz brachte, den Hund umzubringen, teilte Kelb seitdem sein Vagabundenleben.

Der Beifall der Würfelrunde stachelte den schwarzweißen Hund an, auch noch auf den Hinterbeinen zu laufen. Dann setzte er sich still an den fleckigen Metallständer von Alex' Hocker. Die Stammgäste von Jack und Charlie's" kannten seine Nummer schon zur Genüge. Aber die Würfler waren Neulinge hier.

„Quatsch. Was heißt hier Ausweg", nahm Alex den Faden wieder auf. „Wo steht geschrieben, daß es überhaupt einen Ausweg geben muß? Zum Teufel noch mal, Ausweg. Es hilft dir eine Weile, das ist alles ... Ausweg ... Wo steht geschrieben, daß der Mensch glücklich werden muß, hm? Soviel ich weiß, bloß in der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung, Absatz zwei, gleich ganz vorn. Sonst nirgends. Ich kenn' 'ne ganze Menge Leute, die nicht glücklich geworden sind im Leben. Die haben trotzdem weitergelebt, was sagst du nun? Keinen Ausweg gefunden. Keine schöne Blondine, kein Glück. Einfach so weiter gelebt. Toll, was? Prost, Herbert!"

Sie waren beide ziemlich betrunken.

Die Sache mit Hemingway

„Weißt du, was Hemingway mal gesagt hat?" fragte Herbert.

„Nee."

„Keiner säuft zum Vergnügen." Herbert drehte sein leeres Glas in der Hand und sah nachdenklich hindurch.

„Hat er gesagt. Recht hat er gehabt. Keiner säuft zum Vergnügen. Auf den alten Hemingway!" Alex hob sein Glas. Herbert sah nicht von seinem auf.

„Weißt du was", begann Alex wieder, nach einer Pause. „Vielleicht find'st du deine schöne Blonde hier. Hier im Bordell. 's kommt auch 'ne junge Deutsche, hab ich läuten gehört. So jung und so schön und so neu ..."

„Halt's Maul. Das ist natürlich genau das, was ich brauche. Schönen Dank für den guten Rat."

„Idiot", sagte Alex noch einmal. Jetzt sah er mit demselben nachdenklichen Ausdruck durch sein leeres Glas wie vorher Herbert. „Diese Mädchen sind manchmal besser als andere. Bessere Kerle, mein' ich. Kannst du mir glauben, mein Junge. Weil sie das Leben besser kennen ... na, lassen wir das. China! Zwei!"

Er hob wieder die beiden Finger und sah dabei aus wie Churchill, wenn er sein „Victory"-Zeichen macht.

Diese beiden Männer, der junge deutsche Bauingenieur Herbert Lorenz und der ältere Schweizer-Amerikaner Alex Armbruster, sollten im Leben dieses erwarteten deutschen Mädchens eine sehr unerwartete Rolle spielen.

*

Der Untersuchungshäftling Nr. 748 der Pariser „Santé", Mirka Ulantschuk, rüttelte an der morschen Holztür, die seine Zelle verschloß. Er pochte mit den Fäusten dagegen, immer wieder, bis ein Wächter kam und durch das Holz hindurch mürrisch fragte: „Is'n los? Gib Ruhe, da drin? Was willste?"

„Ich muß den Direktor sprechen! Sofort! Bitte, sofort! Ich muß ihn sprechen!" Wieder hämmerte er gegen die Tür.

„Na, nu mal sachte, mein Junge", sagte der Wächter. „Was willst du denn von M'sieur le Directeur?"

Hätte René Orsaccia in Buenos Aires gewußt, was sein verhafteter Pariser Statthalter Ulantschuk vom Direktor des Untersuchungsgefängnisses wollte, er hätte ihm noch in der gleichen Sekunde einen qualvollen Tod gewünscht.

Mirka Ulantschuk saß jetzt den sechsten Tag hinter den alten, grauen Quadermauern der „Santé". Er war verhört worden, wieder und wieder, und hatte geleugnet, einfach stur geleugnet, zu einem Rauschgiftring zu gehören. Der junge

Kommissar vom Quai des Orfèvres, der den Ruf eines scharfen Hundes besaß, hatte ihm hart zugesetzt. Und er hatte zu seinen Kollegen gesagt: „Paßt mal auf, der macht uns nicht viel Arbeit. Der hält das nicht durch. Der ist nicht der Typ dazu. Der nicht. Der singt. Und zwar bald." Und zu Ulantschuk hatte er gesagt: „Sag uns, was du weißt. Sag uns, wer die anderen sind. Es ist nur zu deinem Besten. Dann kann ich was für dich tun. Denk daran!"

Jetzt war es soweit. Mirko Ulantschuk war fertig. Seine fetten Backen waren schlaff geworden. Seine Hände zitterten, wenn draußen auf dem Fliesenflur ein Wächter vorbeiging.

Er schlief nicht mehr, und wenn er in einen Halbschlaf fiel, hörte er Stimmen, die es nicht gab. Er war fertig.

Es war ein schwerer Fehler von René Orsoccio gewesen, Mirko Ulantschuk einen Posten zu geben.

Jetzt hämmerte er an die Holztür, an die schon Hunderte von Häftlingen vor ihm gehämmert hatten und die schon so marsch war, daß sie beim letzten großen Ausbruchsversuch einfach nachgegeben hatte, aber nicht ersetzt worden war, weil es dafür keinen Etatposten gab.

Eine halbe Stunde später wurde der Häftling Nr. 748 zum Gefängnisdirektor Hyacinthe Marioni geführt.

Dort gab er zu Protokoll, daß René Orsoccio sowie Louis und Piero Rocca den Algerier Juri Albeit am 16. April dieses Jahres im Hotel „Brésil et Versailles" erschossen hätten.

*

Die „Hirundo" lag nur drei Stunden im Hafen von Rio de Janeiro, von abends um elf Uhr bis morgens um zwei. Kapitän Höchster scheute nicht die höheren nächtlichen Liegegebühren, um seine weiße Fracht möglichst unauffällig anzulanden.

Die drei Stunden schienen Inge Morlock wie ebenso viele Jahre.

Sie sah, wie ihre Kabinengefährtin Maria einen kleinen Wellblechkoffer mit ihren paar Habseligkeiten packte. Wie sich die Eisentür der Kabine öffnete und ein Mädchen erschien, das sie nach nie gesehen hatte, ein hochgewachsenes, üppiges, noch junges Mädchen mit rotblondem Haar. Sie winkte Maria mit einer Kopfbewegung, und gehorsam ging die mit ihrem Köfferchen hinaus.

Inge versuchte zum erstenmal aus dem schmutzigen Bullauge zu sehen. Die Hoffnung auf Hilfe durch den kleinen schmächtigen Matrosen hatte sich in ihr in diesen Stunden gesteigert wie ein Fieber. Bisher, solange das Schiff mit der pochenden Maschine immer nur gefahren war, immer weiter, ohne daß Inge etwas gehabt hätte, an das sie sich klammern konnte, als den schmierigen kleinen Zettel mit dem Hilfeversprechen, so lange war ihr die Möglichkeit einer Rettung immer nur unwirklich vorgekommen. Jetzt schlugen die Hafengeräusche draußen, das bergige Land unter dem gelben Mond, die Tatsache, daß Maria tatsächlich das Schiff verließ, eine Brücke zur Wirklichkeit.

Sie sah aus dem Bullauge. Hoch oben über der Stadt stand im Mondenschein eine weiße Figur mit ausgebreiteten Armen. Sie wußte, daß es die große Christusfigur auf dem Zuckerhut war, und in diesem Augenblick erschien sie ihr wie eine tröstliche Bestätigung aller ihrer Hoffnungen.

Sie wartete wie im Fieber. Draußen klangen gedämpfte Rufe in einer fremden Sprache, die sie nicht verstand. Einmal dröhnte dicht neben der „Hirundo" eine Schiffssirene, so dicht, daß sie erschrocken zusammenfuhr.

Jetzt mußte jeden Augenblick die rostige Tür aufgehen, der kleine Mann mit den Bibelsprüchen mußte hereinkommen und sie retten.

Aber der kleine Matrose kam nicht.

Er kam nicht, bis nebenan wieder das Hämmern der Schiffsmaschine begann, langsam zuerst und dann immer schneller, und Inges Hoffnungen in dem gleichmäßigen Rhythmus zerstampfte.

Inge stand noch immer am Bullauge. Sie sah, wie die „Hirundo" den Zuckerhut umrundete und wie die Christusfigur im dichten Vorbeifahren noch oben aus ihrem Gesichtsfeld verschwand. Sie blieb an dem runden Fenster stehen und starrte hinaus, ohne wirklich wahrzunehmen, was sie sah.

. . . und keine Hoffnung mehr

Sie mußte ein paar Stunden so gestanden haben. Das Schiff fuhr jetzt direkt nach Osten, und Inge sah, wie das dunkle Wasser draußen plötzlich rot aufglitzerte und Licht sich in den Wellen brach, und wie es rasch hell wurde. Die Sonne war aufgegangen.

Als sich die Tür hinter ihrem Rücken öffnete, fuhr sie erschrocken herum. Sie hatte längst alle Hoffnung aufgegeben, daß noch jemand zu ihr kommen würde. Einen Augenblick flackerte die Hoffnung noch einmal auf. Aber nur so lange, wie sie sich umdrehte.

Es war nicht der kleine Matrose. Es war das gleiche Mädchen, das vorher Maria abgeholt hatte.

Inge wußte, daß jetzt etwas geschehen würde. Etwas, was sie sich nicht ausmalen konnte.

Das rotblonde Mädchen trug eine schwarzweiß gestreifte engonliegende Hose und einen grünen Pullover. Sie sprach deutsch mit einem weichen Akzent.

„Der Kapitän wünscht dich zu sehen", sagte sie. Ihre kalte, junge Stimme ließ den holländischen Akzent nicht komisch erscheinen.

Inge bewegte sich automatisch. Durch die Kabinentür. Durch einen schmalen Gang, der von einer matten Glühbirne in einem Drahtkäfig beleuchtet wurde. Das Hämmern der Maschine war hier noch lauter als in der Kabine. Der Fußboden des Ganges bestand aus geriffelten Eisenplatten. Es roch nach Öl.

Sie gingen über eine eiserne Wendeltreppe, dann über eine, auf der ein verschlissener, roter Kokosläufer lag. Der Gedanke kam Inge, wie tief sie in dem Schiffsrumpf gewesen sein mußte, wenn sie so hoch steigen konnte.

Das Mädchen in den schwarzweißen Hosen klopfte an eine Tür, öffnete, ohne auf Antwort zu warten, und schob Inge in den Raum. Inge hörte die Tür hinter sich zufallen und hatte das Gefühl, daß es eine Gefängnistür war, aus der es kein Entkommen gab.

Sie stand Kapitän Höchster auf knapp zwei Schritte gegenüber. Und im gleichen Augenblick wußte sie, daß es aus diesem Raum kein Entkommen gab.

Fortsetzung im nächsten Heft

JÜRGEN THORWALD



Rom 1955. Die Hausherrin der Villa Sophia, die Contessa Basini, bittet zu Tisch. Zwei Gäste, der Engländer Dr. Gowers, Spezialist für Darm-Chirurgie, und der Deutsche Dr. Kerr werden in dem Augenblick aufmerksam, als die gebratenen Enten aufgetragen werden. Gowers entdeckt an einem Entenleib eine fachmännisch angelegte chirurgische Naht. Sie erinnert ihn an eine Nahtmethode, die vor Jahren Aufsehen erregt hat. Zweierlei geschieht: der Koch Antonio Pascale, nach der Naht befragt, verläßt über Nacht fluchtartig die Villa. Gowers, dem die Frage nach der Naht keine Ruhe läßt, wird ermordet. Fassungslos eilt Dr. Kerr zur Totenkammer, in der Gowers aufgebahrt wurde.

Der Polizeiarzt war ein verbrauchter Mann, wenige Jahre älter als ich und nur flüchtig interessiert. Während ich in Gowers Gesicht blickte, überfiel mich noch einmal die Fassungslosigkeit über seinen Tod. Er war von hinten erstochen worden. In seinem Gesicht war kein Ausdruck von Schrecken, sondern nur ein leichter Ausdruck der Überraschung.

Der Polizeiarzt sagte: „Wahrscheinlich ist der Täter unbemerkt in den Wagen gestiegen und hat sich hinter dem Vordersitz versteckt. Wir haben in den letzten Jahren einige Male sehr ähnliche Fälle gehabt."

Ich hörte seine Worte wie durch einen schweren Vorhang hindurch. „Die Fälle wurden aufgeklärt?" fragte ich.

„Nach längerer oder kürzerer Zeit, ja", sagte der Beamte. „Mit einigen Ausnahmen natürlich. In diesem Zusammenhang wäre es wichtig zu erfahren, ob der Tote besondere Wertgegenstände bei sich trug, Ringe zum Beispiel oder eine Uhr. Die Haushälterin sagte, er habe eine sehr schöne Uhr getragen . . ."

„Ja", sagte ich, „daran erinnere ich mich. Ich schätze, daß sie sehr wertvoll war. Aber er trug auch einen sehr schweren goldenen Ring mit irgendeinem echten Stein . . . Ein Erbstück seines Großvaters." Ich blickte auf Gowers fahle Hände herab.

„Ich vermutete es schon", sagte der Beamte und zeigte auf den weißen Streif, der sich an Gowers Ringfinger durch die Sonnenbräune zog. „Glauben Sie, daß der Tote größere Geldbeträge, unter Umständen in ausländischer Valuta, bei sich trug?"

„Er war niemals kleinlich. Er trug immer Geld bei sich, soweit die englischen Devisengesetze . . ."

„Gut", sagte er. „Dann werden wir weiter sehen. Über die Hehler geht uns diese Art von Raubmörder doch über kurz oder lang ins Netz." Er gab dem Arzt einen Wink, und dieser zog ein Tuch über Gowers Oberkörper und Gesicht. „Haben Sie irgendeinen bestimmten Verdacht? Hatte Dr. Gowers außer Ihnen Bekanntschaften in Rom? Frauen vielleicht?"

„Wir sahen uns täglich, und mir ist nicht bekannt, daß er anderen Umgang hatte", sagte ich. „Aber das schließt natürlich nicht aus, daß er andere Bekannte hatte, von denen ich nichts weiß. Abends habe ich ihn nur sehr selten gesehen. Aber darüber müßte seine Haushälterin orientiert sein."

„Eben nicht. Er war abends nie zu Hause."

„Er hatte eine romantische Neigung für das alte Rom. Dort war er abends wohl meistens in irgendwelchen alten Gaststätten. Er sprach sehr gut italienisch. Mir lag das nicht so sehr."

„Er hätte seine Studien besser bei Tage betrieben . . . Sie wissen also niemanden, der irgendeine Feindschaft gegen ihn empfunden haben könnte — Vielleicht aus früheren Jahren?"

„Ich sagte schon: Wir haben uns erst im vergangenen Jahr hier in Rom kennengelernt und uns in diesem Jahr wiedergetroffen. Er verbringt seit Jahren hier den Sommer — ebenso wie ich. Ob er in London Feinde hatte, kann ich nicht sagen. Er war Junggeselle und lebte mit seiner Schwester zusammen. Man müßte sie befragen. Aber was Rom anbelangt — ich wüßte nicht . . ."

Ich hatte gerade diese Worte auf der Zunge, als mich der Gedanke an die Ereignisse der vergangenen Tage überfiel, an den Abend bei der Contessa, an die Entdeckung der Naht, an den Koch, an sein Verschwinden, an die verbrannte Ente, an Gowers Interesse, an seiner Absicht, der Naht nachzuspüren gerade zu dem Zeitpunkt, an dem ich ihn zuletzt gesehen hatte.

„Wir werden die Schwester verständigen", sagte der Beamte. „Der Raubmord ist so eindeutig, daß irgendeine andere Aktion ohnedies so gut wie ausscheidet. Wir können Sie ja jederzeit erreichen."

„Ja", murmelte ich verstört.

Ich wartete eine Weile auf der Straße. Meine Gedanken überstürzten sich. Unentwegt drehten sie sich um die Villa Sophia, die Naht, die Enten, den Koch, die letzten Worte, die Gowers zu mir gesprochen hatte. Ich war wie benommen. Dann nahm ich ein Taxi und fuhr ins Hotel zurück. Dort verlangte ich eine telefonische Verbindung mit der Villa

Sophia. Ich hatte eine Weile zu warten. Endlich meldete sich die Contessa selbst. Ihre Stimme klang theatralisch wie immer. Aber sie war anscheinend bester Laune.

„Gestatten Sie mir eine Frage", sagte ich mit kaum beherrschter Nervosität. „Haben Sie etwas von Ihrem Küchenchef gehört? Ist er zurückgekehrt?"

„Wie", fragte sie, als verstände sie überhaupt nicht, was ich meinte, „wen meinen Sie?"

„Ihren Küchenchef, den Mann, den Sie nach der Naht der Ente fragten, und der Ihr Haus gestern verließ — Antonio Pascale."

„Ach den", sagte sie flatterhaft. „Aber Dottore, den habe ich doch schon vergessen. Ich habe einen neuen Küchenchef. Er ist eine Perle. Mein Essen gestern abend war ein Ereignis. Und er ist ein Mann, ein unwahrscheinlich schöner Mann. Es ist reizend, Dottore, daß Sie anrufen, aber erinnern Sie mich doch nicht an diese Geschichte."

„Verzeihung", sagte ich. „Es freut mich, daß Sie so schnell Ihren unersetzlichen Verlust ersetzen konnten. Ich fragte nur aus einem gewissen Grunde nach. Dr. Gowers, der die Naht an der Ente entdeckte — wurde vergangene Nacht ermordet!"

Ich hörte drüben einen affektierten Schrei. Dann hängte ich den Hörer ein.

Ich telegrafierte an Gowers Schwester in London und saß eine Weile allein und wie verloren in der Halle. Immer wieder sah ich Gowers vor mir, wie er sich mit der Absicht, nach der Nahtmethode zu fahnden, von mir getrennt hatte. Nach einer Weile hielt es mich nicht länger in der Halle. Ich ließ mir wieder einen Wagen besorgen und fuhr aus einem plötzlichen Entschluß heraus zur Universitätsbibliothek. Dort mußte man ja Gowers noch nach mir gesehen haben. Ich hatte, gleich Gowers, sooft hier gearbeitet, daß die Bibliothekare und Angestellten mich kannten, besonders Borelli, der mir oft die verstaubtesten medizingeschichtlichen Bücher aus Winkeln ausgegraben hatte, in denen sie Jahrzehnte gelagert hatten. Ich ging zu Borelli hinüber, der klein und schmal mit dem gelblichen Gesicht des Leberkranken hinter seinem Pult saß.

„Können Sie mir sagen", fragte ich, „ob gestern Dr. Gowers hier war, wahrscheinlich um bestimmte Bücher einzusehen?"

„Nein, Dottore", sagte er. „Bei mir war er nicht. Aber Carpa wird es wissen." Er stand auf und trippelte mit seinen kurzen mageren Beinen zu einem entfernten Pult hinüber, hinter dem ein dicker älterer Mann mit völlig kahlem, sommersprossigem Kopf Bücherzettel sortierte. Ich hatte auch mit ihm gelegentlich gearbeitet. Borelli fragte ihn, und Carpa nickte mir zu.

„Ja", sagte er. „Dr. Gowers war hier."

„War er lange hier?" fragte ich. „Welche Bücher hat er eingesehen? Ist Ihnen bei seinem Besuch irgend etwas Besonderes aufgefallen?"

Carpa sah mich aus seinen kurzsichtigen Augen verwundert an. „Dr. Gowers war vielleicht zwei Stunden hier. Er hat mich nach Berichten über chirurgische Nahtmethoden in den letzten fünf oder zehn Jahren, besonders in Frankreich, gefragt und selbst die Literaturkataloge durchgesehen. Er hat dann eine Anzahl Bücher für heute bestellt. Er wollte heute nachmittag zurückkommen."

„War Dr. Gowers allein?" drängte ich weiter.

„Ja, natürlich", sagte Carpa befremdet. „Er war allein. Er saß an dem Tisch dort drüben."

„Er ging auch allein?" fragte ich.

„Soweit ich mich erinnere, ja. Aber gestern nachmittag waren recht viele Besucher da. Ich kann Ihnen darüber nichts Genaues sagen."

„Danke", sagte ich. Ich zögerte. Aber dann wandte ich mich Borelli zu. „Dr. Gowers ist verhindert, heute zu kommen", sagte ich. „Ich möchte gern an seiner Stelle die Bände durchsehen, die er bestellt hatte."

Carpa nickte. „Gerne", sagte er. „Die Bücher sind noch nicht hier oben, weil sie erst für drei Uhr bestellt waren. Aber ich werde anrufen. Vielleicht liegen sie schon bereit."

Er telefonierte, während ich ungeduldig wartete. Dann nickte er zum zweiten Male, verschwand und kam wenige Minuten später mit einem Paket gebundener Zeitschriften zurück. Er trug selbst die Bände zu dem gleichen Tisch hinüber, an dem, wie er sagte, tags zuvor Gowers gesessen hatte. Borelli ging zu seinem Pult zurück. Ich schlug den ersten Band auf. Er enthielt die englische Zeitschrift „The Lancet" und darin zwei Auf-

→







sätze über die Entwicklung der Methode der chirurgischen Darmnaht. Während ich blätterte, stieß ich auf einen der Bestellzettel der Bibliothek, die meistens zwischen die Seiten der ausgegebenen Bücher eingelegt werden. Er war von Gowers Hand ausgefüllt. Das Gefühl, daß der Mann, der diese Zeilen vor noch nicht vierundzwanzig Stunden geschrieben hatte, tot und leblos in der Leichenkammer der Polizei lag, war kaum erträglich.

Die Aufsätze enthielten keinen einzigen Hinweis auf die sonderbare Naht, der wir an der Tafel der Contessa begegnet waren. Ich nahm den nächsten Zeitschriftenband zur Hand.

In diesem Augenblick beschlich mich das sonderbare Empfinden, das man gelegentlich verspürt, wenn man sich beobachtet glaubt. Mir war, als hefte sich von hinten ein Blick auf meinen Rücken. Ich blickte zur Seite. Eine Anzahl der Tische war besetzt, aber alle Männer und Frauen, die dort saßen, waren über ihre Arbeit gebeugt. In einem schnellen Entschluß wandte ich mich um.

An einem Tisch hinter mir stand ein vielleicht fünfundvierzigjähriger Mann, der anscheinend eben erst gekommen war. Sein Blick war durch eine große dunkle Brille auf eine Zeitschrift gerichtet. Sein ziemlich grobes, durch eine niedrige Stirn und eine zu große Nase entstelltes Gesicht wirkte sonderbar, weil die Stirn und die Oberteile der Backen rötlich gefärbt waren, während alles andere einschließlich der Oberlippe bleich war. Er hatte auffallend rotes Haar. Er beachtete mich scheinbar nicht. Aber als ich mich wieder nach vorn umgekehrt hatte, verfolgte mich von neuem das Gefühl, beobachtet zu werden.

Ich versuchte, dieses Gefühl zu überwinden. Ich zwang mich, weiter zu lesen. Ich legte zwei französische, einen englischen, einen italienischen Band zur Seite, bildeten. Sie lauteten: *„Methode der Darmnaht nach Edmond Gamier, Paris."* Der Aufsatz war im April 1939, also vor anderthalb Jahrzehnten geschrieben. Er befaßte sich mit der damals jüngsten Entwicklung der Darmnaht. Er konzentrierte sich auf die Methode jenes Edmond Gamier. Er pries sie als etwas Revolutionäres auf dem Gebiet der Darmchirurgie.

Ich verglich wieder und wieder Gowers spielerisch leichte Handskizze der Naht des verschwundenen Küchenchefs Antonio Pascale mit der gedruckten Zeichnung der Naht Edmond Gamiers. Es gab keinen Zweifel! Die Nähte waren völlig identisch. Ich hatte Gowers Ahnungen nicht ernst genommen. Ich hatte über seinen plötzlichen Drang, dem Ursprung der Naht nachzugehen, wie über eine Marotte gelächelt. Aber hier war der Beweis. Seine Erinnerung hatte ihn nicht getrogen.

Ich stand auf und ging zu den Karteikästen hinüber. Der rothaarige Fremde an dem Tisch hinter mir saß jetzt tief gebeugt über seinen Büchern. Ich durchsuchte die ganze Kartei nach dem Namen Gamier, nach irgendeinem Bericht über ihn oder sein Leben. Ich fand jedoch nichts. Ich ging zu Borelli hinüber und sagte gedämpft: „Ich brauche dringend Unterlagen über einen Pariser Chirurgen namens Edmond Gamier, der vor fünfzehn Jahren in Paris gewirkt hat. Die Kartei weist nichts über ihn aus. Könnten Sie bis morgen noch einmal Ihren Katalog über französische Publikationen durchsehen?"

„Natürlich", sagte Borelli. „Wie war der Name?"

Ich sagte: „Edmond Gamier!"

Als ich den Namen wiederholte, hatte icht erneut das Gefühl, beobachtet zu werden. Ich blickte zur Seite und sah jetzt den Fremden mit dem sonderbaren rötlich-weißen Gesicht am Nachbarpult stehen. Er gab Zeitschriften zurück. Aber er sah mich nicht an. Ich beschimpfte mich selbst als einen Gespensterseher, den Gowers Tod mit Nervosität erfüllt hat.

Trotzdem dämpfte ich meine Stimme noch mehr. „Ich werde morgen vormittag nachfragen", sagte ich.

„Gewiß", sagte Borelli.

Ich ging zum Ausgang. In der Tür trieb mich das sonderbar zähe Gefühl des Verfolgtseins noch einmal, zurückzusehen. Aber die muskulöse Gestalt des Fremden stand noch an dem Pult, ohne mich zu beachten. Ich rief einen Wagen. Ich hatte seit dem frühen Morgen nichts


„Solange unser Fotoapparat kaputt ist, geht es nicht anders!"

ohne etwas zu finden, das auf die Entennaht gepaßt hätte.

Dann öffnete ich den dritten französischen Band. Einer von Gowers Bestellzetteln war eingelegt, um die Seite zu bezeichnen, auf welcher der gesuchte Aufsatz über Nahtmethoden begann. Als ich die Seite aufschlug, tat mein Herz jäh einen schnellen, heftigen Schlag. Ich erblickte zwei Skizzen, die chirurgische Nähte zeigten. Die eine befand sich als gedruckte Illustration auf der aufgeschlagenen Seite des Buches, die andere als Bleistiftskizze auf der Rückseite des Bestellzettels. Die Skizze war von Gowers Hand, offenbar in Gedanken spielerisch gezeichnet. Es war eine Skizze der Naht an der Ente.

Ein Blick genügte, um zu erkennen, daß beide Zeichnungen die gleiche ausgefallene Nahtmethode darstellten. Mein Blick hastete über die Zeilen, welche die Unterschrift zu der gedruckten Zeichnung gegessen und befahl, mich zu einem der bekannten Restaurants in der Via Veneto zu fahren. Als der Wagen anrollte, war es nicht einmal ein neu aufflackernder Verdacht, sondern ein Zufall, der mich noch einmal zurücksehen ließ. Das erste was ich sah, war der Fremde, der aus dem Eingang zur Bibliothek getreten war, zu mir hinüberblickte und die Stufen hinuntersprang.

Ich hatte nie unter Furcht gelitten. Aber während der Wagen davonrollte, sah ich unwillkürlich Gowers in seinem Wagen sitzend und in seinem Rücken die schattenhafte Gestalt des Unbekannten, der ihn verfolgt und schließlich ermordet hatte.

Ich stieg vor dem Restaurant aus. Ich war so von Unruhe erfüllt, daß ich wahllos ein paar Gerichte bestellte und während des Essens immer wieder zum Fenster hinaus auf die belebte Straße blickte. Erst als ich nirgendwo den Fremden ent-

decken konnte, wurde ich ruhiger. Nach zwanzig Minuten stand ich auf und trat auf die Straße hinaus. Ich beschloß, ein Stück zu Fuß zu gehen und dabei Ordnung in die Wirrnis meiner Gedanken zu bringen. Vor dem Modesalon Valli geriet ich in einen kleinen Auflauf Neugieriger hinein, die den Gehsteig versperrten, weil einem Mercedes-Kabriolett ein fünfzigjähriger eleganter Mann mit einem Cäsarenkopf, und nach ihm eine schwarzhaarige, auffallend schöne exotische junge Frau entstiegen. „Fürst Brocca und seine Braut", hörte ich es ringsum flüstern. Die Gestalt der in ein schneeweißes Kostüm gekleideten Frau war tatsächlich so ungewöhnlich, daß auch ich für einen Augenblick aus meinen bohrenden Gedanken herausgerissen wurde und ihr nachsah, während sie schlank und biegsam am Arm des Fürsten im Eingang des Salons verschwand.

Dann schob ich mich durch die Neugierigen weiter. In diesem Augenblick sah ich, wenige Schritte entfernt, den Kopf des Rothaarigen. Nach dem ersten Schreck glaubte ich zu bemerken, daß er gar nicht mich beobachtete, sondern mit einem geradezu fanatisch brennenden Blick auf die Tür des Salons starrte, durch die eben Brocca mit seiner Begleiterin verschwunden war. Ich zögerte einen Augenblick lang wie gebannt, dann schob ich mich auf den Rothaarigen zu. Aber gerade in dieser Sekunde löste er seinen Blick vom Eingang des Salons, sah mich an und war gleich darauf in der Menge verschwunden. Ich hielt ratlos an. Erst nach einer Weile ging ich weiter. Fünf Minuten später stand ich vor meinem Hotel. Bevor ich die Vorhalle betrat, blickte ich mich nochmals um und sah geradewegs auf die Gestalt des Fremden, die halb hinter einer Säule verborgen war. Er mußte auf mich gewartet haben. Ich zögerte abermals einen Augenblick lang. Dann trat ich auf die Säule zu. Aber der Platz dahinter war leer. Es war, als hätte der Erdboden den Rothaarigen verschluckt.

Ich betrat das Hotel und gab dem aufhorchenden Portier, der mich seit Jahren kannte, die Anweisung, niemandem, gleich wer er sein mag, meine Zimmernummer mitzuteilen. Ich wies ihn an, auch niemanden ohne vorherige Rückfrage bei mir auf mein Zimmer zu führen. Dann gab ich ihm in einem plötzlichen Entschluß den Inhalt eines Telegramms an Dr. Trélat in Paris auf, mit dem ich seit vielen Jahren befreundet war. Ich bat Trélat, mir auf schnellstem Wege mitzuteilen, was er in Paris über Gamier und seine Nahtmethode feststellen könne. Eine brennende Ungeduld und das Wissen um die Langsamkeit, mit der die Bibliotheksverwaltung in Rom manchmal arbeitete, trieb mich zu diesem Versuch direkter Erkundigung in Paris.

Als ich mein Zimmer im dritten Stock betrat, verriegelte ich die Tür. Ich versuchte erneut, mich selbst der Lächerlichkeit zu bezichtigen. Aber das Gefühl, einem rätselhaften Etwas gegenüberzustehen und in ein ebenso rätselhaftes Geschehen hineingeraten zu sein, war stärker. Es verfolgte mich bis in die Nacht hinein und hielt mich wach. Meine Verfolgung hatte in der Bibliothek begonnen, in der Gowers Material über die Naht gesucht hatte. Hatte man Gowers verfolgt und ermordet, weil er dem Ursprung der Naht nachgegangen war, und verfolgte man aus dem gleichen Grunde jetzt mich? Und das Verschwinden des Kochs? Und das sonderbare Verhalten der Contessa? Ich fühlte, daß es Zusammenhänge geben müsse. Aber ich sah sie nicht, ich begriff sie nicht. Ich drehte mich im Kreise.

Tief in der Nacht nahm ich Zuflucht zu einer großen Dosis eines Schlafmittels. Aber auch danach dauerte es noch fast eine Stunde, bis ich endlich einschlief.

*

Am folgenden Morgen brachten die Blätter eine klein gehaltene Meldung über Gowers Tod. *„Raubmord an einem bekannten englischen Arzt."* Der ganze →



Tenor der Berichte war auf Raubmord eingestellt. Die geraubten Wertgegenstände waren kurz aufgeführt. Anscheinend war der Polizei dieser Mord peinlich, weil er nur so unauffällig gemeldet wurde. Vielleicht hing es auch damit zusammen, daß die Zeitungen zu sehr mit dem Rummel um die zwei Tage später stattfindende Hochzeit des schon genannten Fürsten Brocca „mit einer jungen Schönheit" beschäftigt waren.

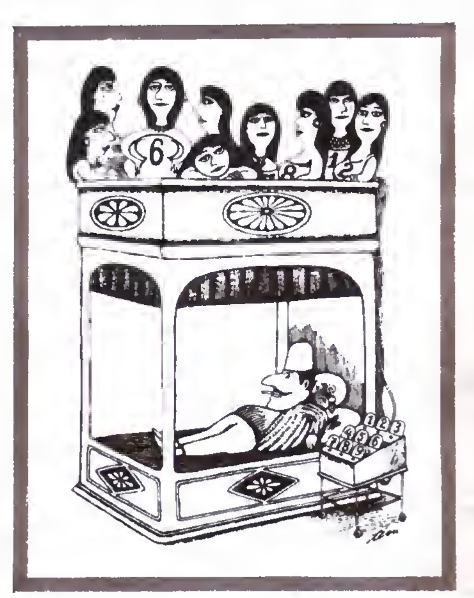
Ich überlegte — mit den Nachwirkungen des Schlafmittels kämpfend — ob ich die Polizei von meinen Erlebnissen am vergangenen Tage verständigen sollte. Doch dann ließ ich es.

Ich ließ mich mit der Villa Sophia verbinden und verlangte den Diener Pietro. Es dauerte ziemlich lange, bis die Verbindung zustande kam. Endlich war Pietro am Apparat.

„Sind Sie allein?" fragte ich.

„Ja", sagte er, „im Augenblick ja." Und dann: „Ich habe gelesen, welche schrecklichen Dinge passiert sind."

„Hören Sie, Pietro", unterbrach ich ihn. „Sie sagten mir, Antonio Pascale hätte schwarzes Haar und einen ganz und gar schwarzen Bart gehabt."



„O ja", sagte er. „Schwarz und ganz dicht."

„Und Sie haben ihn niemals anders, vielleicht rasiert, gesehen?"

„Nein", sagte er. „Ich könnte ihn mir gar nicht rasiert vorstellen. Darf ich fragen, wie Sie darauf kommen?"

„Es ist nur eine zufällige Frage", sagte ich. „Aber ich habe noch eine Frage. Glauben Sie, daß Antonio sein Haar oder seinen Bart gefärbt hatte? Haben Sie irgendwann einmal beobachtet, daß ein anderer, vielleicht hellerer Streifen in seinem Haar war?"

„Nein", sagte er. „Das habe ich nicht beobachtet. Alle Farbe hätte ihn nicht schöner gemacht."

„Vielen Dank, Pietro", sagte ich und hing ein.

Ich fuhr in die Halle hinab und verlangte einen geschlossenen Wagen. Als der Wagen vorfuhr, stieg ich schnell ein und ließ mich zur Universitätsbibliothek fahren. Während der ganzen Fahrt suchte ich vergeblich nach etwas Verdächtigem. Niemand folgte mir. Niemand beobachtete mich. Bevor ich den Lesesaal betrat, suchte ich sämtliche Tische und Pulte ab. Nirgendwo war der Unbekannte von gestern zu sehen. Ich trat ein und ging zu Borelli hinüber.

„Guten Morgen, Dottore", sagte er. „Sie kommen wegen des Materials über Edmond Gamier!"

„Ja, haben Sie etwas gefunden?"

„Es tut mir leid", sagte Borelli. „Es gibt bei uns tatsächlich drei Zeitschriften-Aufsätze über Gamier. Aber Sie sind anscheinend nicht der einzige, der sich für diesen Franzosen interessiert."

„Wieso?" stieß ich hervor.

„Wenige Minuten vor Ihnen hatte ein anderer Leser das gleiche Material bei einem Kollegen bestellt und gestern nachmittag noch abgeholt.

„Können Sie mir sagen, wer der andere Entleiher ist?"

„Einen Augenblick, bitte", sagte Borelli und verschwand. Als er zurückkam, zeigte er einen Verleihzettel. „Ich kenne den Herrn nicht", sagte er. „Dr. Guiseppe Scarpa ist sein Name."

„Wie sah er aus?"

Borelli sah mich sehr verwundert an. „Da muß ich mich noch einmal erkundigen", sagte er. Er entfernte sich von neuem.

„Ein älterer Herr", sagte er, als er zum zweitenmal zurückkehrte. „Ein älterer Herr mit grauem Haar und grauem Schnurrbart."

„Danke", brachte ich mühsam hervor. Ich hatte darauf gewartet, daß Borelli mir den rothaarigen Mann beschreiben würde, der mich am Tage zuvor verfolgt hatte. Aber dieser neue Unbekannte ...?

„Welchen Beruf hat der Entleiher und wo wohnt er?"

„Es handelt sich um einen Arzt. Er wohnt Via Benedetto 5."

„Danke", sagte ich. „Lassen Sie mich wissen, wenn die Unterlagen zurückkommen."

Ich verließ den Saal. Vor der Bibliothek nahm ich das erste beste Taxi und begab mich zum Hotel. Unterwegs versuchte ich vergeblich, Ordnung in meine Gedanken zu bringen, die wie wild um Gowers, Gamier, Pascale, den Rothaarigen und den unbekannten Scarpa kreisten.

In der Portiersloge lag ein Telegramm für mich. Es stammte aus London. Gowers Schwester teilte mir mit, daß sie noch am Abend in Rom sein werde.

Ich wandte mich dem Portier zu: „Bitte stellen Sie fest, ob es einen Arzt Dr. Guiseppe Scarpa in der Via Benedetto gibt."

Der Portier blätterte im Adreßbuch. „Scarpa Guiseppe", sagte er, „Chirurg, Via Benedetto 5."

„Danke", sagte ich abwesend.

Ich zögerte eine Weile, dann ging ich hinaus, hielt einen Wagen an und ließ mich zur Via Benedetto fahren, deren Namen ich noch nie gehört hatte. Sie lag jenseits des Tiber in einer Gegend, in der mittlere Geschäftsleute und Beamte wohnten. Während der Fahrt hielt ich Ausschau nach allen Seiten. Aber niemand folgte mir. Schließlich hielt der Wagen vor dem Haus, dessen Nummer der Portier genannt hatte. Ich stieg aus und fand unter vier großen Tür- und Firmenschildern ein Arztschild. Es war das Schild Scarpas. Dann las ich einen kleinen Zettel, der auf der unteren Hälfte des Schildes klebte. Er war mit Schreibmaschine beschrieben. Die Aufschrift lautete: ‚Wegen wissenschaftlicher Arbeiten bis zum 15. September geschlossen. In wirklich dringenden Fällen in der Privatwohnung Via Vallino 17.'

Ich ging zum Wagen zurück. „Via Vallino 17", sagte ich.

Der Weg war ziemlich weit. Nach zwanzig Minuten erreichte das Taxi eine Straße, in der ziemlich neue Einfamilienhäuser, jeweils durch Gärten und alten Baumbestand voneinander getrennt, lagen. Das Haus Nr. 17 trug kein Schild am Gartentor, aber ich fand eine Klingel. Ich drückte den Knopf und wartete. Es dauerte eine Weile. Die Haustür war von der Gartenpforte aus nicht zu sehen. Dann erschien im Schatten des überdachten Vorraumes ein Mann. Nach der Beschreibung mußte es Scarpa sein.

„Sie wünschen?" fragte er.

„Verzeihen Sie", sagte ich. „Ich hätte gern Dr. Scarpa gesprochen."

„Das bin ich selbst", sagte er. „Die Praxis ist für einige Tage geschlossen. Handelt es sich um etwas Dringendes?"

„Es handelt sich um keinen Krankheitsfall", sagte ich. „Mein Name ist Kerr. Ich bin selbst Chirurg aus Berlin und halte mich im Augenblick in Rom auf. Ich möchte Sie nur um eine sozusagen wissenschaftliche Gefälligkeit bitten."

„Das ist etwas anderes", sagte er. Das Fremdartige seiner Sprache wurde mir, der ich selbst italienisch zwar fließend, aber sicherlich mit starkem Akzent sprach, ganz fern bewußt. Ich hörte ihn sagen: „Bitte, treten Sie näher."

„Danke", sagte ich, „ich werde nur veranlassen, daß der Wagen wartet."

„Natürlich", sagte er. „Bitte sehr."

Als ich meinen Auftrag erteilt hatte und durch den Vorgarten zum Haus zurückging, war Scarpa weiter in den Vorraum zurückgetreten. Er war von der Straße aus nicht zu sehen. Ich bemerkte ihn erst, als ich selbst unter dem Vordach stand und in die tiefe Fensternische trat, die der Tür vorgelagert war. Er hielt die Tür weit geöffnet. Die Diele war erleuchtet.

„Bitte, treten Sie ein", sagte er.

„Danke", sagte ich und trat auf die Türschwelle. Da — im gleichen Augenblick sah ich sein Gesicht ganz nah. Es handelte sich nur um Bruchteile von Sekunden, gerade genug, um seine rechte Gesichtshälfte zu beobachten, während ein Lichtstreif sich darüber bewegte und eine leicht sichtbare Grenze zwischen einer natürlich gefärbten Stirn und einer bleichen Haut über dem Jochbogen erkennbar werden ließ.

Mein Fuß stockte. Blitzartig leuchtete vor meinen Augen ein Warnzeichen, das in Blaß und Braun geteilte Gesicht des Unbekannten auf, der mich am Tage zuvor im Lesesaal und nachher auf der Straße verfolgt hatte. Ich zuckte zurück. Ich versuchte, das Freie zu erreichen.

Aber da spürte ich schon den Griff einer Faust an meinen Rockaufschlägen. Ich wurde über die Türschwelle ins Haus gerissen.

Ich versuchte, mich zu wehren, mich an den Türrahmen zu klammern. Aber ein Schlag traf mich an der rechten Schläfe. Der Schmerz, den er verursachte, war dumpf. Er erfüllte meinen ganzen Kopf mit einem Dröhnen.

Trotzdem schrie ich, während ich in einen Abgrund zu fallen schien. Ich schrie, bis ich einen zweiten Schlag, diesmal gegen die Brust, spürte und das Bewußtsein verlor.

Fortsetzung im nächsten Heft



„Der Sieger bekommt einen Kuß von der Frau des Bürgermeisters!"

Charles Wassermann:

Unter polnischer Verwaltung

Ich besuchte Ostpreußen, Pommern und Schlesien

Danzig wird wiederaufgebaut. *Unser Fato zeigt den Blick auf das Krantar und die Marienkirche, an der die Außenarbeiten bereits vallendet sind. Unser Autar Charles Wassermann, der die deutschen Ostgebiete van Ostpreußen bis Oberschlesien bereiste, unterhielt sich auch mit Chefarchitekt Lech Kadlubawski (links), dem ein Heer van Bildhauern, Malern und Bauarbeitern untersteht. Sie stellen an Hand von alten Stadtplänen, Zeichnungen und Fatas die historischen Gebäude stilgetreu wieder her. „Mir war, als stehe ich zwischen den Kulissen einer Riesenbühne", schildert Charles Wassermann seine Eindrücke, „aber mir schien, als ab auf dieser Bühne die falschen Schauspieler auftreten. Die neuen Einwahner von Danzig haben keine Beziehungen zu diesen deutschen Kulissen"*

Träge schieben sich die Fluten der Mottlau zwischen den alten Speicherhäusern und der Trümmerkulisse der Langen Brücke vorbei. Der nackte Backsteinneubau des Krantors hebt sich in dieses Bild. Ich bin in Danzig. Ich lehne am Brückengeländer, und meine Gedanken wandern 20 Jahre zurück. Damals drängten sich Matrosen und Touristen vor den Geschäften an der Langen Brücke. Damals hasteten Schuten und Barkassen inmitten der gemächlich dahinziehenden Ausflugsdampfer hin und her. Damals standen sie auf der Brücke und versuchten, mit der Box-Kamera das historische Krantor einzufangen. Damals war Danzig noch Freistaat.

Die alten Speicherhäuser wirken wie ausgestorben. Auf dem Fluß tuckert einsam eine Personenfähre. Und ich habe plötzlich das Empfinden, daß Danzig weiterhin verdammt sein wird, ein ewiger Zankapfel zu bleiben, trotz Polonisierung, politischen Ansprüchen und Wiederaufbau. Der schon so lange andauernde Zwist über den Besitz der Stadt, die mißglückten Internationalisierungsversuche des Völkerbundes, all dies ist typisch für das Schicksal dieser Stadt. Dies wird sich auch kaum durch die schärfsten polnischen Kolonisierungsmethoden ohne weiteres abändern lassen. Hier ist der deutsch-polnische Konflikt, der in den anderen ehemals deutschen Gebieten, die ich bereiste, noch im Anfangsstadium der Entwicklung ist, schon tief eingewurzelt.

Ich fahre durch die Stadt und suche das „Wunder von Danzig". Noch ist es nicht zu entdecken, ich bin jetzt im ehemaligen Langgarten. Kein einziges Gebäude links und rechts, die Ruinen sind mit Gras überwachsen. Zwei Minuten später öffnet sich mir ein erstaunliches Panorama: Zerstörte Bauten in allen erdenklichen Stadien des Zerfalls und daneben andere, die unversehrt erscheinen. Die Sonne steht schon tief am Horizont, sie scheint mir ins Gesicht. Ich kann nicht erkennen, ob diese Häuser wirklich intakt sind.

Jetzt bin ich auf der Milchkannenbrücke; die berühmte Speicherinsel ist mit Ruinen übersät. Die Grüne Brücke ist noch erholten, auch das Grüne Tor. Und jetzt bin ich am Langen Markt, und da ist das „Wunder von Danzig", das Aufbauwunder einer Stadt, die im letzten Kriegsjahr während der erbitterten Kämpfe beinahe völlig zerstört worden war.

Die weltberühmten Patrizierhäuser des Langen Marktes stehen so unversehrt, als wäre nie der Krieg über sie hinweggegangen. Da sind der Artushof und am nordöstlichen Ende das Rathaus.

Ich trete näher. Ich will das „Wunder" von nahem sehen. Und da enträtselt es sich auch schon: Lediglich die Fassaden der Patrizierhäuser wurden in ihrer ursprünglichen Form wieder aufgebaut. Dahinter sehe ich in die Kulissen eines erstklassigen Bühnenbildes. Die Häuser hier sind tatsächlich neu, denn alle Seiten und Rückwände bestehen aus unverputzten Ziegeln. Zwischen der Häuserreihe am Langen Markt und der anderen, die ihre Vorderfront zur Hundegasse hat, entdecke ich eine Mischung von unaufgeräumtem Bauplatz und Schutthaufen. Der Eindruck, Kulissen zu sehen, verstärkt sich noch dadurch, daß das Schuttfeld hinter den neuen Häusern über hundert Meter breit ist, während früher zwischen Langgasse und Hundegasse kaum ein Zwischenraum vorhanden war.

In der Hundegasse erkenne ich das zweite Stadium dieses erstaunlichen Aufbaues: Die Gebäude sind zwar äußerlich alle vollendet,

→

Unter polnischer Verwaltung

dach der Fassadenschmuck ist noch nicht vorhanden. Ich sehe zwei Reihen von Ziegelhäusern, die im Umriß den Stil der Patrizierhäuser des 16. und 18. Jahrhunderts nachahmen. Sonst aber moderne Neubauwohnungen. Jetzt komme ich durch die Melzergasse, und nun ist plötzlich der ganze, ein wenig geisterhaft wirkende Wiederaufbau der Stadt zu Ende: Hinter der zweiten Häuserfront beginnt ein Trümmerfeld, in dem außer der Ruine der St. Petri- und Pauli-Kirche nichts mehr steht. Einige Männer, die Steine und Ziegel auf Pferdewagen verladen, sind in diesem steinernen Totenmeer das einzige Lebendige.

Ich kehre um, fahre hinauf bis zum Heumarkt. Immer wieder finde ich in der Altstadt nachgeahmte alte Bauten, viele noch von Gerüsten umgeben. Und wieder drängt sich mir der Eindruck auf, zwischen Kulissen

Daß Danzig zumindest im kulturellen Sinn deutsch ist, erkennt man auf den ersten Blick. Nur das heutige Polen will diese Tatsache nicht wahrhaben. Dennach wurde beschlossen, die Stadt wieder aufzubauen. Dabei war es nicht zu vermeiden, daß das historisch Deutsche wieder zum Vorschein kam.

Die Danziger, denen das Äußere der Stadt angepaßt war, wurden vertrieben, und neue Einwohner mit völlig fremden kulturellen Wurzeln wurden zwangsweise angesiedelt. Vor dem funkelnagelneuen deutschen Bühnenbild spielen jetzt die „Schauspieler" aus Ostpolen. Sie wissen nicht, was sie spielen, sie wissen nur, daß sie nichts Deutsches spielen.

Ich schlendere über den Markt in der Altstadt und betrachte einen Stand, auf dem sich ein paar Radieschen, Zwiebeln und einige Pfund Kirschen, die so sauer wie teuer sind, ausbreiten.

„So einen armseligen Einkauf sind Sie wohl kaum gewohnt", höre ich plötzlich in akzentfreiem Deutsch. Und in diesem Augenblick wird mir klar, daß dies die ersten deutschen Laute sind, die ich bisher in Danzig vernahm. Auf der Fahrt durch Ostpreußen waren in jedem Dorf immer ein paar Menschen, die mir in deutscher Sprache Auskunft über den Weg geben konnten. Hier an den Straßenecken von Danzig begegnete ich bisher nur verständnislosem Kopfschütteln: „Nix Deutsch." Der kleine, ärmlich gekleidete Mann neben mir sieht müde aus, traurige Augen in einem aschgrauen Gesicht.

„Da hätten Sie sehen sollen, was es hier früher zu kaufen gab", sagt er, „das ist ja heute nur ein schlechter Witz."

Es ist wieder dieser sarkastische Ton, der mir schon so oft hier in Ostpreußen begegnet ist. Der Alte war als Deutscher in den Nachkriegsjahren von Danzig, seiner Heimatstadt, vertrieben worden. Aber er hat keine Verwandten im Ausland und konnte deshalb Polen damals nicht verlassen.

„Da habe ich dann plötzlich entdeckt, daß ich ja eigentlich gar kein Deutscher bin,



Vor der Markthalle in Danzig. *„So einen armseligen Einkauf sind Sie wohl kaum gewohnt', hörte ich plötzlich eine deutsche Stimme", berichtet Charles Wassermann. „Im Gegensatz zu den anderen ostpreußischen Städten, die ich besucht hatte, fand ich hier nur sehr wenige Menschen, die Deutsch verstanden. Einige Polen behaupten auch, der architektonische Stil Danzigs sei gar nicht eindeutig deutsch."*

einer Riesenbühne zu stehen. Dieser Gesichtswinkel zeigt immer besondere Kontraste und Widersprüche: Zum Teil sieht man das Illusorische, das vom Zuschauerraum aus als eine Art Wirklichkeit empfunden wird, und zum Teil erblickt man die Kehrseite, die mechanischen Behelfe, die das Illusorische erzeugen.

Die „Bühnenarbeiter" sind nicht zu sehen. Es ist bereits später Nachmittag, das Tageswerk, das in den ersten Morgenstunden beginnt und ohne Mittagspause bis 15 Uhr durchgeht, ist bereits getan. Dafür erblicke ich die „Schauspieler". Eine große bunte Menge. Und diese Schauspieler — die Einwohner von Danzig — vervollständigen für mich das Bild der Riesenbühne und unterstreichen gleichzeitig die Kontraste und Widersprüche.

Denn mir scheint, als ob auf dieser Bühne die falschen Schauspieler aufgetreten sind. Das Bühnenbild ist deutsch, aber die Schauspieler beherrschen weder die deutsche Sprache, noch können sie irgendeine kulturelle Beziehung zu diesen Kulissen haben, zwischen denen sie zum Spielen eingesetzt sind.



Die Patrizierhäuser des Langen Marktes *sind ebenfalls wiederhergestellt worden. „Diese Menschen, die jetzt hier wohnen, haben große Angst vor einem Krieg, und sie sind gar nicht überzeugt, daß sie hier sicher eine ständige Heimat haben werden. In der nächsten Generation aber wird es viel besser sein", sagte der Chefarchitekt von Danzig unserem Autor. Die meisten Einwohner sind Ostpolen*





Das Bild oben zeigt den Neubau des berühmten Steffenschen Hauses, dessen Fassade naturgetreu nachgebaut wurde

sondern so ein Autochthone, wie sie das so schön nennen — ein Kaschube." Und um seine Lippen spielt ein spöttisches Lächeln dabei. „Na, da haben sie mich wieder zurückkommen lassen. Und jetzt sitze ich da und bin Bauarbeiter."

Er war früher Kaufmann, hatte sein eigenes Geschäft. „Ziemlicher Sprung, was? Aber so ist's im polnischen Danzig."

Ich sagte ihm, was mir ein polnischer Journalist vorher erklärt hatte: „Gdansk ist eine polnische Stadt, denn es ist eine historische Tatsache, daß sie immer mit dem Inneren Polens eng verbunden war, lange der Welthafen des polnischen Hinterlandes war. Gdansk ist polnisch, weil es an der Mündung unseres größten Flusses, der Visla, liegt."

„Nach dieser Rechnung könnte man ebensogut sagen, daß Hamburg zur Tschechoslowakei gehört, denn Hamburg liegt an der Elbe und die Elbe fließt auch durch die Tschechei", sagt er mit einem halben trockenen Lachen. „Aber es hat ja keinen Zweck, weiter darüber zu reden", schließt er dann, salutiert lässig mit zwei Fingern, murmelt etwas und geht seines Weges.

→

Unter polnischer Verwaltung

„Das Problem der Deutschen existiert nicht mehr." Der Mann, der diesen Satz mit solcher Überzeugung ausspricht, müßte es wissen: Ich sitze dem Chef-Architekten des Danziger Wiederaufbaues in seinem Büro gegenüber. Lech Kodlubowski ist ein energischer, noch jung aussehender Mann. Man spürt, daß er mit Enthusiasmus bei seiner Arbeit ist. Er hat ganze Aktenschränke voll Material über jede Einzelheit des früheren Danzig gesammelt. Unter ihm arbeiten 24 Architekten, zwölf Bildhauer, 15 Maler und eine Armee von Bauarbeitern. Seit neun Jahren ist er an der Arbeit. 1960 soll der Plan erfüllt sein.

„Von den 200 000 Einwohnern — vor dem Kriege waren es 265 000 — ist nur noch ein ganz geringer Prozentsatz deutscher Herkunft", belegt der Chef-Architekt, „Autochthonen allerdings gibt es noch, besonders solche, die nach dem Kriege aus Danzig ausgewiesen worden sind und nun wieder zurückkehren." Ich muß an den Alten vom Marktplatz denken in diesem Augenblick.

„Das war einer der großen Fehler der stalinistischen Zeit", sagt der Architekt, „und jetzt müssen wir diese Leute unterbringen. Das ist sehr schwer, denn wir haben noch keinen Platz für sie." Und er wird energisch, als er fortfährt: „Der Stil der alten Häuser Danzigs ist keineswegs deutsch. Also wird hier keine deutsche Stadt wieder aufgebaut. Der Stil war sehr gemischt; italienisch, ja sogar indisch, und vor allem holländisch."

„Auch deutsch?" frage ich.

„Ja", erwidert er, und er zögert ein wenig dabei. „Das auch. Wir wollen klassische Häuser bauen, aber die Ansprüche der Leute, die in ihnen wohnen sollen, nicht vergessen." Und er gibt zu, daß die Ostpolen, denen die Wohnungen in den neuaufgebauten Patrizierhäusern zugewiesen wurden, sich nicht gerade wohl fühlen: „Sie verstehen, für diese Leute, die so weit herkommen, ist das nicht ihr Zuhause. Dazu kommt noch das Politische. Diese Menschen haben große Angst vor Krieg, und sie sind gar nicht überzeugt, daß sie hier sicher eine ständige Heimat haben werden."

*

Ich stehe vor einem Haus in der Langgasse, neben mir ein Dolmetscher. Ich habe die Genehmigung bekommen, eine dieser neuen Wohnungen zu besichtigen. Von außen sieht das Gebäude, das erst drei Jahre steht, nicht nur stilgetreu, sondern auch sehr solide aus. Wir treten in das enge Stiegenhaus, und ich muß mich bücken, um mir nicht den Kopf an der Decke anzuschlagen. Mörtel bröckelt von den Wänden. Wir klingeln an der Wohnungstür, es ist die Wohnung eines Fabrikarbeiters. Ein Ehepaar mit zwei Kindern samt Großmutter. Wir werden freundlich und verlegen empfangen, und ich habe nicht den Eindruck, daß wir angemeldet waren oder mir die Wohnung aus Propagandagründen besonders ausgesucht worden ist. Die Einrichtung ist äußerst ärmlich. Der einzige Spiegel in dieser Zweizimmerwohnung ist kreuz und quer gesprungen. Auf der Kommode im Schlafzimmer stehen ein Marienbild und ein Kruzifix. Zwei billige Farbdrucke sind der ganze Schmuck. In dieser Ärmlichkeit ist nur ein teurer Gegenstand zu entdecken: Ein großes und sichtlich neues Radio mit einem Plattenspieler. Ich erinnere mich, wie oft ich auf den Reisen durch die Oststaaten bemerkt hatte, daß die ärmsten Leute die größten Radioapparate besaßen.

In der Küche finde ich einen Stoffbehälter mit zwei Bürsten, darüber ist ein Spruch eingestickt:

„Wir zwei sind immer bereit,
für häusliche Reinlichkeit."

Es sind deutsche Worte.

Nachdem wir uns wieder verabschiedet haben, möchte ich meinem polnischen Begleiter etwas Freundliches sagen, wenn mir auch wenig Lobenswertes über diese Besichtigung einfällt. Deswegen nenne ich den einzigen positiven Punkt: Die Sauberkeit der Räume.

Und der Dolmetscher antwortet mir mit jener Bereitwilligkeit, Fehler oder allgemeine Unzulänglichkeiten zuzugeben, der man sympathischerweise so oft unter Polen begegnet. „Ja, ja", sagt er und zuckt mit den Achseln, „die Frau ist ja deutscher Abstammung." Und dabei lacht er fröhlich vor sich hin.

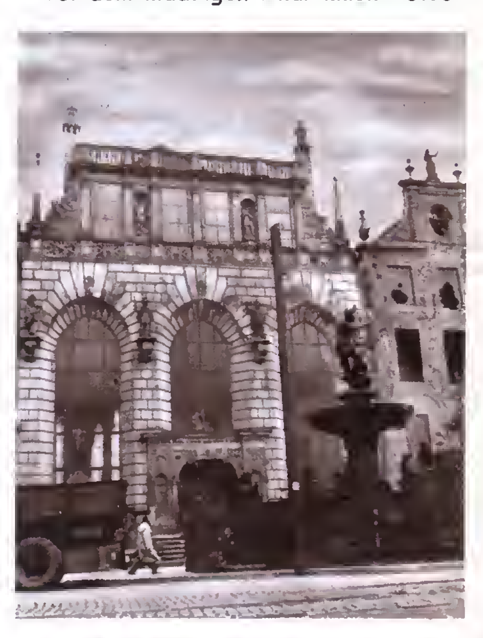
*

Ich nehme Abschied von dieser Stadt in der Marienkirche. Vor dem Eingang dieses altehrwürdigen Gotteshauses, das im Kriege stark beschädigt wurde und jetzt äußerlich wieder vollständig hergestellt ist, drängen sich die Touristen. Auf der „historischen" Tafel können sie lesen, daß die Kirche von Polen erbaut wurde. Aber wenn sie ihren Blick auf den Boden richten, können sie auf den eingelassenen Grabplatten Inschriften wie diese erkennen: „Der Gerechten Seelen sein in Gottes Hand, und keine Qual rühret sie an. 1768."

Vor dem mächtigen Altar knien Gläubige im stillen Gebet. Eine Nonne ist damit beschäftigt, die Kerzen auszuwechseln. Durch das Kirchenschiff zieht der Duft von Weihrauch. Die einst protestantische Kirche dient heute den Katholiken. Es ist ein Bild des Friedens und der Ruhe. Es ist ein unwirkliches Bild, wenn man an dieses Land denkt, das seit Jahrhunderten keine Ruhe gefunden hat.

Solange Polen existiert, war es Prellbock zwischen dem östlichen und dem westlichen Europa. Es mußte mehr Unwetter über sich ergehen lassen als irgendein anderes europäisches Land. Polen wußte nie genau, ob es zum Westen oder zum Osten gehört.

Von beiden Lagern aus wurde es abwechselnd in die Zange genommen. Wurde mehrmals aufgeteilt. Verlor auf der einen Seite ein Zipfelchen seines Gebietes, das man ihm auf der anderen wieder anstückelte. Seit Jahrhunderten ist Polen einer der Hauptdarsteller in der europäischen Tragödie, aber selten war es seiner Rolle ge-



Der weltberühmte Artushof, *davor der Neptunbrunnen, den sich die Polen aus Hamburg zurückhalten, wo er unter ungezählten Kirchenglocken im Krieg auf die Verschrottung wartete*



Im Grand-Hotel *von Zoppot wohnt heute die polnische Oberklasse. Das Menü, das hier geboten wird, ist allerdings sehr beschränkt. Es fehlt vor allem an Fleisch, frischem Gemüse und Obst*



Die Stadien des Wiederaufbaues von Danzig *sind auf diesem Foto erkennbar: Auf dem Trümmerfeld im Vordergrund noch Ziegelstopel, wo später einmal Höuser stehen sollen; dohinter die noch unverputzte Rückfront der wiederaufgebouten Hundegosse, einer Parallelstroße zum Longen Morkt*

wachsen. Es wor immer dozu verurteilt, Rüffel einzustecken, von heute ouf morgen eine neue Rolle zu übernehmen, immer wieder einen onderen Regisseur zu hoben und obwechselnd über- oder unterschötzt zu werden. Niemond nohm es jemols für richtig ernst, und wenn es Freunde hotte, fühlte es sich durch deren Protektion stärker, ols ihm seine Rolle zugestehen wallte.

*

Zwölf Kilometer sind es nur nach Zoppot. Aber es ist nicht mehr dos olte Zoppot, der internotionole Bodeort, wo sich die Prominenz aus oller Welt bis kurz vor dem Kriege ein Stelldichein gob, wo die internotionolen Schiffohrtslinien ihre elegonten Passogiere obsetzten, wo die Roulette-Kugel surrte, wo die Poriser Mode zum Alltogsbild gehörte und wo in der Wold-Oper berühmte Dirigenten den Stob führten. Ich fohre die Donziger Stroße mit dem Wagen ob und bummele dann die Mockensen-Allee entlang, on der Post vorbei zur See. Im olten Cofé „Tempo" dröngen sich die Göste aus Krakou, Lublin und Rodom. Zoppot ist heute der Anziehungspunkt für Urlauber aus ganz Polen. Aber für westliche Augen ist aus dem elegonten Bad ein Kurort 3. Klosse geworden. Die Fassaden der meisten Höuser sind seit Johren nicht mit einem Pinsel in Berührung gekammen, und die gepflegten Anlagen sucht mon vergeblich.

Doch vor dem alten Kosino-Hotel porken Autos mit Nummern ous Warschau, Radom und Bromberg. Alte deutsche Autoveteronen stehen neben chromblitzenden SIS ous der Sowjetunion.

Ich fohre die weitgeschwungene Auffohrt zum Kasino-Hotel hinouf. „Grond-Hotel Sopot" steht in groſʒen Lettern über den Eingangssäulen. Ich lasse mich durch die Drehtür wirbeln und begegne im Foyer den

⟶

Unter polnischer Verwaltung

Vertretern der polnischen Oberklasse.

Hin und wieder sieht man eine Dame in langen Hosen. Kariert ist der letzte Schrei. Das Orchester spielt überwiegend westliche Schlager. Eine schwarzhaarige Schönheit versucht sich mit englischen Songs, und der ungarische Wein, den ich bestelle, kostet 150 Zloty.

*

Ein Mann in einem abgeschabten Anzug spricht mich an.

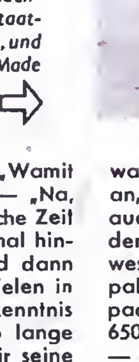
Der Himmel mag wissen, woran er gemerkt hat, daß ich Deutsch kann. „In diesem Jahr soll's ja wieder losgehen", erzählt er zwischen den Fingern. Die Spielleidenschaft hatte ihn erfaßt. Heute klammert er sich an die vage Haltnung, daß er es nach einmal zu etwas bringen könnte, wenn die Kugel hier wieder rollt. Zweieinhalbtausend Zloty liegen zu Hause wohlverwahrt, zusammengespart durch kleine Schwarzmarktgeschäfte. „Mein System ist todsicher", verrät er geheimnisvoll. Dann bittet er mich, ihm die Berichte über Spielergebnisse in Travemünde und Hamburg zu schicken. Grenzen, Nationalitäten bedeuten ihm nichts mehr. Er wartet auf seine letzte Chance . . .

*

Ich fahre weiter nach Gdingen. Die Stadt scheint vom Krieg überhaupt nicht berührt



Vor dem Eingang *zum Seesteg promenieren heute die Urlauber aus allen Teilen Polens. Der exklusive Badeort wurde — gemessen an westlichen Maßstäben — zu einem Kurort dritten Ranges. Die Fassaden der meisten Häuser sind mindestens seit 13 Jahren nicht mit einem Pinsel in Berührung gekommen. In den Pensionen hängen entweder armselige oder gar keine Gardinen vor den Fenstern*



„Die schöne Aussicht *auf das Meer machte diesen Hotelaufenthalt zum besten, den ich in Polen hatte", berichtet Charles Wassermann über das Grand-Hotel von Zoppot. „Man ist jetzt bemüht, die Spuren der jahrelangen Vernachlässigung zu beseitigen. Der staatliche Kellner aber läßt sich Zeit, und obwohl das Trinkgeld wieder in Mode ist, scheint dies auf die Ober keinen Eindruck zu machen"* ⇨

mir. Ich sehe ihn etwas erstaunt an. „Womit soll es in diesem Jahr losgehen?" — „Na, mit dem Kasino! Das war eine herrliche Zeit damals. 1928, am 16. Juni, kam 37mal hintereinander Rot in der Serie." Und dann erzählt er mir von allen großen Spielen in den letzten 30 Jahren. Seine Sachkenntnis ist verblüffend. „Sind Sie schon so lange hier?" frage ich. Dann erzählt er mir seine Geschichte. Eine tragische Geschichte.

Er war Offizier unter Wilhelm II., Gutsbesitzerssohn aus Schlesien. In den zwanziger Jahren zerrannen ihm Haus und Hof

worden zu sein, und das liegt nicht nur daran, daß ich keine Ruinen entdecke, sondern auch die Auslagen der Geschäfte zeigen den wirtschaftlichen Aufschwung. Ich sehe wesentlich mehr Waren als sonst in Nordpolen. Es gibt Nylonblusen zu 500 Zloty, ein paar sandalenartige Herrenschuhe kosten 650 Zloty, und die Dose Nescaffee 100 Zloty — ein kaum erschwingliches Vergnügen für den polnischen Arbeiter, dessen Durchschnittsverdienst bei 1000 Zloty liegt.

Ich staune über die vielen Autos. Noch erstaunlicher, daß viele dieser Wagen ameri-

kanische Modelle sind. Ich versuche jemand zu finden, der mir dieses Phänomen erklären kann, aber das ist nicht leicht. Hier fällt mein Wagen nicht so auf wie sonst in allen polnischen Städten. Endlich finde ich einen bärtigen Mann mit typischem Seemannsgang, der mir die Aufklärung gibt:

„Das ist so", sagt er und kichert dabei vor sich hin, „wissen Sie, uns polnischen Seeleuten war es lange Zeit erlaubt, für 300 Dollar bei jeder Auslandsreise Waren zu kaufen. Wie diese Wagen, über die Sie so staunen, für 300 Dollar gekauft worden sind, kann ich Ihnen nicht erklären — vielleicht war es illegal, vielleicht konnten die Seeleute das Geld von einigen Reisen zusammenlegen. Jedenfalls brachten sie die Wagen auf ihren eigenen Schiffen nach Hause. Und jetzt fahren sie sie entweder selbst oder haben sie mit einem Riesenprofit verkauft, und es gibt Leute, die gern bereit sind, 100 000 Zloty dafür zu zahlen."

„Wer hat denn so viel Geld?" frage ich.

„Fragen Sie mich nicht", sagt er, „es gibt genug Leute bei uns, die gute Geschäfte machen, und heutzutage werden sie nicht gefragt, woher sie das Geld haben."

„Und was ist, wenn ein Wagen in Reparatur muß — gibt's denn Ersatzteile?"

„Keine Spur! Nichts gibt es", erwiderte der Mann, „ein bißchen Schnur und ein bißchen Draht müssen helfen, und Auswege findet man außerdem immer — besonders in einer Hafenstadt."

„Ich sehe es."

Ein junger Mann tritt plötzlich auf uns zu. Er trägt eine teuer aussehende, ganz neue Aktentasche in der Hand. Er spricht mich polnisch an. Ich zucke mit den Achseln und bitte meinen Autoexperten, als Dolmetsch zu fungieren. Der lacht: „Er will wissen, für wieviel Sie Ihren Wagen verkaufen wollen."

Ich muß ihn enttäuschen. Ich brauche meinen Wagen noch. Ich fahre weiter — Pommern erwartet mich.

IM NÄCHSTEN HEFT:

Stettin - eine Stadt ohne Gesicht



Die Sterne lügen nicht...

DIE WOCHE VOM 13. BIS 19. APRIL 1958

Die Bestrebungen, sich auf bestimmter, von allen Parteien annehmbarer Basis zu einigen, sind nicht geringer geworden. Eher hat es den Anschein, daß man, ohne die bisherigen Bedingungen wiederum znr Grundlage der Verhandlungen zu machen, sich zuerst einmal die Hand reicht. Vielleicht geraten die verantwortlichen Staatsmänner in einen Konflikt mit ihren Wählern. Für das Zustandeknmmen allseitig hefriedigender, dauerhafter Regelungen in Mitteleuropa sind die Cbancen kleiner als für andere Teile der Welt.

STEINBOCK

22.—31. Dezember Geborene: Sie haben zur Zeit eine ausnehmend glückliche Hand. Die Einnahmen wachsen, eine Belastung können Sie mit Leichtigkeit abschütteln. Am 18./19. IV. erhält Ihre Position eine festere Basis. Ihr Herz ist voller Vorfreude.
1.—9. Januar Geborene: Daß Sie noch einiges nachzuholen haben, braucht Ihnen keine schlaflosen Nächte zu bereiten. Alles kommt sehr rasch in die schönste Ordnung. Am 14./15. IV. wird man sich über Ibre Besonnenheit lobend äußern.
10.—20. Januar Gehorene: Falls durchgesickert ist, was Sie zu tun beabsichtigen, sollten Sie den Starttermin verschieben. Der 17./18. IV. wäre sowieso für Sie nicht das günstigste Datum. Nur Frauen dürfen Sie sich vorbehaltlos anvertrauen.

WASSERMANN

21.—29. Januar Gehorene: Bis Ihre offiziellen Anträge beantwortet werden, wird noch einige Zeit vergehen. Aber brauchen Sie denn für ihr Vorhaben überhaupt eine Genebmigung? Am 16./17. IV. werden Sie in Erfahrung bringen, daß Ihre Anstrengungen überflüssig waren.
30. Januar bis 8. Februar Geborene: Was in den letzten vierzehn Tagen hereingekommen ist, geben Sie in dieser Woche wahrscheinlich restlos wieder aus. Ärgern Sie sich hinterher nur nicht darüber, der 17./18. IV. wiegt alle Unkosten wieder auf.
9.—18. Fehruar Geborene: Wieviel Leute man auch anhören mag — gewiß ist, daß man sich einzig und allein nach Ihnen richtet. Am 13./14. und 17/18. IV. wird man Sie privat zu sich bitten. Am 19./20. IV. sollten Sie sich taub stellen.

FISCHE

19.—27. Februar Geborene: Lassen Sie sich nicht unsicher machen, der Moment Ihres Eingreifens ist richtig gewählt. Am 13./14. IV. genügt es, daß Sie anwesend sind, um den Erfolg schon in der Tasche zu haben. Am 18./19. IV. gewährt man Ihnen jeden Wunsch.
28. Februar bis 9. März Geborene: Ihre Vorgesetzten sehen ein, daß Ihnen Unrecht geschehen ist. Der Beschluß, es wieder gutzumachen, läßt aber noch auf sich warten. Am 14./15. IV. ist der Charme Ibrer Partnerin größer als Ihre Logik.
10.—20. März Gebnrene: Es wäre bedauerlich, wenn Sie sich von den unentwegten Schwarzsehern beeinflussen ließen. Ein Abschnitt der Erschwerungen geht seinem Ende entgegen. Machen Sie sich für den 19./20. IV. ein vergnügliches Programm.

WIDDER

21.—30. März Geborene: Lassen Sie den anderen Zeit, zur Besinnung zu kommen und Ihre Vorschläge gründlich zu prüfen. Alles spricht dafür, daß das Maß Ihrer Geduld für die Größe Ihres Erfolgs ausschlaggebend ist. Am 16./17. IV. gibt man Ihnen einen vertraulichen Wink.
31. März bis 9. April Geborene: Es ist nicht mehr daran zu zweifeln, daß Sie auch diesmal Ihren Willen durchsetzen werden. Spätestens am 17. IV. dürfte die Entscheidung fallen. Damit sind Sie vorerst vor Überraschungen sicher.
10.—20. April Geborene: In der Öffentlichkeit spricht man von Ibnen. Sie werden mit einer besonders verantwortungsvollen Aufgabe betraut. Am 18./19. IV. könnten Sie kaum mehr genügend Zeit finden, um überall herzlichen Abschied zu nehmen.

STIER

21.—29. April Gehnrene: Sie werden vernachlässigt? Das können Sie doch beim bösesten Willen keinen Augenblick glauben. Der 13./14. IV. beweist Ibnen geradezu handgreiflich das Gegenteil. Am 18./19. IV. dürfte Ibnen eine eigenmächtig unternommene Extratour gar nicht bekommen.
30. April bis 10. Mai Gehorene: Auf die bumorlosen Wichtigtuer sind Sie momentan ganz besonders schlecht zu sprechen. Um so größeres Vergnügen bereitet es Ihnen, daß Sie am 14./15. und 19. IV. allein durch Ibren Cbarme gewinnen.
11.—21. Mai Gebnrene: Jeder in Ibrer nächsten Umgebung erwartet, daß Sie für ibn allein da sind. Was Sie am 14./15. vereinbaren, wird am 18./19. IV. übergangen. Protestieren Sie auf der Stelle und so energisch wie nur möglich.

ZWILLINGE

22.—31. Mai Gebnrene: Sprechen Sie ruhig offen aus, was Sie bedrückt. Keines Ihrer Probleme ist unlösbar. Am erfreulichsten ist, daß die gesundbeitliche Besserung für Sie am ehesten eintritt. Am 18./19. IV. können Sie bemerken, daß jemand von Ibnen bingerissen ist.
1.—9. Juni Gehorene: Man überlegt, wie man Ihnen Ihre Erfolge streitig machen könnte. Ihre Sorglosigkeit am 14./15. IV. bietet unter Umständen eine willkommene Handhabe dazu. Am 17./18. IV. sind Sie wieder am Drücker.
10.—20. Juni Gebnrene: Wenn Sie weniger gefragt wären — finden Sie — hätten Sie weit mebr vom Leben. Aber jetzt kann es unmöglich in erster Linie auf den Genuß ankommen. Fassen Sie sich am 15./16. IV. möglichst kurz.

KREBS

21. Juni his 1. Juli Geborene: Selbst über Gelddinge lassen Ihre Kontrahenten nun mit sich reden. Das werden Sie beinahe nicht glauben wollen. Aber wenn Sie am 18./19. IV. bei einer Einladung genau hinhören, können Sie kaum noch an dieser Wendung zweifeln.
2.—11. Juli Gebnrene: Wo man die Köpfe zusammensteckt, dort sollten Sie mit einem großen Bogen vorbeigehen. Prinzipielle Fragen zu erörtern ist noch immer ziemlich zwecklos. Am 15./16. IV. sind Sie Feuer und Flamme.
12.—22. Juli Gehorene: Nur wenn man Sie in aller Form auffordert, sollten Sie erscheinen. Bleibt die Benachrichtigung aus, bedeutet das aber noch nicht, daß Sie sich unbeobachtet fühlen dürfen. Deuten Sie den 17./18. IV. richtig.

LÖWE

23. Juli bis 2. August Geborene: Was Sie behaupten, ist hoffentlich genau durchdacht und noch genauer durchgerechnet. Daß Sie etwas verschenken, wird in keinem Fall als Großzügigkeit ausgelegt. Am 18./19. IV. melden sich überraschend bei Ihnen Freunde an.
3.—12. Augnst Gehnrene: Heute ist die Lage anders als sie gestern war. Ihr Erfolg hängt davon ab, wie schnell Sie reagieren können. Der 17. IV. macht Ihnen Hoffnungen, die sich leider am 18./19. IV. nur zum Teil erfüllen.
13.—23. August Geborene: Seit es Ihnen gut gebt, kommt man Ihnen fortlaufend mit noch besseren Ratschlägen. Die Manöver sind allzu durchsichtig. Winken Sie lieber ab. Am 13./14. und 17./18. IV. ergibt sich alles ohne Zutun anderer.

JUNGFRAU

24. August bis 2. September Geborene: Es sollte Sie von Herzen freuen, daß man sich so rührend um Sie bemüht und Ihnen alle Wege ebnet. Was Sie am 13./14. IV. erhalten, darf Sie für den 18./19. IV. wahrscheinlich mit den höchsten Erwartungen erfüllen.
3.—12. September Gebnrene: Das Spiel, das man Ihnen vorführt, gefällt Ihnen. Sie vergeben sich nichts, wenn Sie mitmachen. Ob Sie auf einen dringenden Antrag am 15./16. IV. antworten sollen, ist noch reiflich zu überlegen.
13.—23. September Geborene: Bald werden Sie froh darüber sein, daß Sie bei der Vergebung eines Auftrages zu spät gekommen sind. Was am 15./16. IV. hoffnungslos aussieht, wird Sie bald in einen Glückstaumel versetzen.

WAAGE

24. September bis 2. Oktober Geborene: Wenn die anderen Sie überholen wollen, sollten Sie sie rubig vorbeiziehen lassen. Die Ziele, die Sie sich gesteckt baben, sind nicht im Kurzstreckentempo zu erreichen. Am 16./17. IV. sollten Sie eine Verordnung genau befolgen.
3.—12. Oktober Geborene: Sie sind klug genug, um sich nicht zu Kurzschlußhandlungen überreden zu lassen. Voreilige Zusagen würden Sie sebr bereuen. Sie können nichts Besseres tun, als Ibrem sechsten Sinn zu folgen.
13.—23. Oktober Geborene: Wer sich um Sie bewirbt, muß einwandfrei heweisen können, was er Ihnen zu bieten hat. Schließlich haben Sie die Wahl. Am 17./18. IV. gibt es allerdings keinen Zweifel darüber, wen Sie wäblen.

SKORPION

24. Oktoher bis 2. Novemher Geborene: Eine Besserung auf der ganzen Linie ist jetzt absehbar. Das Wiedersehen am 13./14. IV. sollte jedoch nicht mit neuen Verabredungen enden. Am 19./20. IV. erlebten Sie sonst wieder einmal Ibr blaues Wunder.
3.—11. November Geborene: Wer Sie abgeschrieben hatte, wird sich jetzt drehen und wenden müssen. Über Nacht sind Sie zu den Leuten aufgerückt, mit denen man rechnen muß. Sie geben am Wochenende vermutlich ein Fest.
12.—22. November Gehorene: Das Resultat Ihrer Überlegungen ist von A bis Z anfechtbar. Wenn Sie das nicht glauben wollen, werden Sie es am 15./16. IV. unübersehbar demonstriert bekommen. Der 18. IV. ist noch eindeutiger.

SCHÜTZE

23. November bis 1. Dezember Geborene: Beachten Sie das Gerede in Ibrer Umgebung überhaupt nicht. Sie haben sich glücklicherweise nichts vorzuwerfen. Am 13./14. IV. ist ein Angebot von anderer Seite nicht zu verachten. Bis zum 16. IV. können Sie zusagen.
2.—11. Dezemher Geborene: Zunächst sollten Sie sich mit dem zufrieden geben, was Sie erreicht baben. Es ist doch außergewöhnlich viel. Eine Frage am 14./15. IV. brauchen Sie nicht zu beantworten. Der 17. IV. tut Ihnen wohl.
12.—21. Dezemher Gebnrene: Wahrscheinlich wechseln Sie in der nächsten Zeit beinahe täglich Ihren Aufenthaltsort. Daß jemand, für den Sie sehr eingenommen sind, nicht immer dabei ist, betrübt Sie. Aber was wollen Sie?

HOROSKOPISCHE HINWEISE FÜR NEUE ERDENBÜRGER
GEBOREN ZWISCHEN 13. UND 19. APRIL 1958

Diese Kinder werden durch ihre Intelligenz auffallen und ungewöhnlich schnell ihren Weg machen. Vnn Interesse für sie sind nur große Unternehmen, deren Leitnng Anforderungen an sie stellt, die nur recht selten erfüllbar sind. Aufgaben, die nbne Risiko, nbne Wagnis zu lösen sind, reizen sie überhaupt nicht. Sn bescheiden sie Ibre Wünsche vorbringen, sn knmpromißlos dringen sie auf Erfüllung aller ibrer nnerläßlichen Bedingungen. Immer werden sich ihre Freunde vor sie stellen, wenn es darum geben snllte, sie zu verteidigen. Die Mädchen nebmen sich viel vor. Das Ziel, das sie erreichen, liegt aber ganz wnanders. Die Ehe, die sie eingeben, bedeutet schließlich ihr ganzes Glück.

ES STAND IM STERN

Am 1. Februar 1958 berichtete der Stern unter dem Titel „Die Pamir mußte nicht kentern" über die Seeamtsverhandlung in Lübeck. Das Seeamt stellte in seinem Spruch unter anderem fest, daß die Stabilität des Seglers unzureichend war und die Schiffskatastrophe mit verursacht hat. Durch falsche Segelführung geriet die „Pamir" in Seenot.



Dr. Kurt Wendel, Professor an den Technischen Hochschulen in Hamburg und Hannover, hat zusammen mit seinen Mitarbeitern Arndt und Roden einen neuartigen Stabilitätsmesser entwickelt, der in wenigen Minuten auf mechanisch-elektrischem Wege exakt die Stabilität eines Schiffes berechnet. Das Gerät, dessen Kosten sich auf ungefähr 20 000 bis 25 000 DM belaufen, besteht aus drei elektrischen Tiefgangmessern, die mittschiffs und an Steuer- und Backbord eingebaut werden. Ein Auswerter mißt anschließend die ermittelten Werte und überträgt sie auf eine Skala.

M 1b



Seid nett zu den Gästen

(Über Ausschreitungen gegen den Schlagersänger Vico Torriani in Ravensburg. Stern Nr. 12)

Ein kräftiges dreifaches „Bravo" den Primanern von Ravensburg. Wenn es nur noch mehr Schulen gibt, wo ein solcher Geist zu Hause ist. Denn was dieser Mann, der leider Schweizer ist, an Gesang bietet, ist schluddriges Geplapper und spottet jeder Unterhaltungskunst.

Dietikon/Schweiz — **J. Wiesler**

Ihrem ganzen Tenor zu „Seid nett zu den Gästen" nach sympathisieren Sie noch mit diesem jungen Gesindel, das sich bemüßigt fühlte, Torriani anzupöbeln. Sollen sie doch zu Hause bleiben, kein Mensch wird sie vermissen, oder aber sollen sie in eine fade Oper gehen, wenn es ihnen gefällt. Wenn ihnen Schmalz nicht gefällt, sollen sie ihr Brot trocken essen. Wäre ich Herr Torriani, ich hätte jeden einzelnen zusammengeschlagen, daß er nur mehr auf allen vieren umhergekrochen wäre. Torriani gibt uns mit seinem Schmalz soviel Illusionen in dieser grauen Welt, daß man ihm nur dankbar sein kann. Dieses Gesindel möchte natürlich lieber Pimpf-Marsch-Musik von den „morschen Knochen" hören.

Augsburg — **Georg Vogel**

In der ganzen Welt wurden und werden negative Beurteilungen in Theatern und Konzerten durch Mißfallensäußerungen kundgetan. So war es in der Pariser Oper anläßlich Wagners Tannhäuser-Uraufführung, so war es in der Mailänder Scala anläßlich der Uraufführung von Boitos „Mephistopheles", und so war es neulich anläßlich des Auftretens der Callas in Rom. Es ist ein großes Verdienst des Stern, diese Affäre der Öffentlichkeit bekanntgemacht zu haben, und man kann sich nur freuen, daß es bei uns noch junge Leute gibt, die nicht gewillt sind, im Fahrwasser der völligen Verflachung unterzutauchen, und die den Mut finden, hiergegen anzukämpfen.

Wenn sich Herr Torriani gar mit Caruso vergleicht, so kann man ihm nur gratulieren, daß er es nicht in Italien getan hat, denn die Italiener verstehen in bezug auf Caruso keine Scherze und beantworten dergleichen Diskriminierungen mit handfesten Gegenständen, welche es Herrn Torriani unter Umständen nie wieder gestatten würden, seinem erlernten Kellnerberuf nachzugehen. Ich bin zwar durchaus nicht reich, aber ich würde es mir für eine Ehre anrechnen, einem dieser jungen Studenten die Strafe in Höhe von 8 DM bezahlen zu dürfen, als ein Zeichen der Solidarität und Sympathie.

Koblenz — **Reinhold Schrock**

Es ist sehr traurig, daß die Schnulzensänger und Schmachtamseln bei uns so guten Anklang finden.

Überlingen/Bodensee — **Inge Kaufmann**

Ihr Artikel über Vico Torrianis Konzert in Ravensburg hat mich sehr empört. Ich bin weder ein schnulzenliebender Milchbubi noch ein hüftenschwingender Rock'n'-Roll-Jüngling, doch hier sagt mir mein gesunder Menschenverstand: Die Stinkbomben in Ravensburg sind eine unerhörte Frechheit und Dummheit und Ihr Artikel darüber ist es auch.

Berlin — **Hans Koschitzki**

Ein Sänger, Vico Torriani, tritt in Ravensburg auf. Sechs Oberschüler geraten ob dieses (nach ihrer Meinung) Schnulzensängers in Rage und „sprengen die Versammlung", wie das vor tausend Jahren so schön hieß. So ist also die Situation. Aber:

1.) Siebenhundert Erwachsene haben ihr Eintrittsgeld bezahlt und erwarten den versprochenen Gegenwert dafür, nämlich die Darbietungen von Vico Torriani. Lassen wir doch mal die Etikettierung „Schnulze" beiseite. Niemand wird Torriani bestreiten, daß sein Tenor, überhaupt sein Gesang, auch ernsthafter Kritik standhält. Es wiederholt sich ja alles und sogar bestürzend schnell: die Primaner würden heute zweifellos Richard Tauber „in der Luft zerfetzen".

2.) Sechs Primaner sind anderer Meinung. Das ist ihr gutes Recht, das ihnen niemand bestreitet. Es ist aber zweifellos nicht ihr Recht, ihre Meinung in einer Weise zu äußern, daß sie die andersgesinnten Besucher um ihren Anspruch bringen.

Eins haben diese jungen Leute als Positivum: ihre Jugend, das heißt die geringe Anzahl an Lebensjahren und damit an Lebenserfahrung. Sie waren noch nicht geboren, als ebenfalls junge Leute ihre Intoleranz dokumentierten. — Haben Erwachsene nicht die Pflicht, immer wieder vor allem Toleranz zu predigen?

Essen — **Ronny Voss**

Das Stimmaterial Vico Torrianis ist durchaus gut — zugegeben! Aber zugeben muß auch jeder, der halbwegs musikalisch ist, daß sich einer, der Schlager und Schnulzen singt, mit einem Caruso nun wirklich nur dann messen könnte, wenn er dasselbe leisten würde, was damals Caruso stimmlich geleistet hat. Ein Vergleich mit einem anderen Sänger von Format ist für Jüngere gewiß eindrücklicher: Gigli, der eben erst versunkene Stern.

Bravo den Schülern, die den Mut fanden, endlich einmal etwas auszupfeifen, was andere „brave Bürger" aus Gründen der Höflichkeit oder aus mangelnder Zivilcourage über sich ergehen lassen. Bravo dafür, daß diese Primaner wohl auch erkannt haben, daß es für ausgebildete Berufssänger eigentlich unter ihrer Würde sein müßte, sich nur auf Schlager und Schnulzen zu konzentrieren! Man sollte dem Richter in Erinnerung bringen, was in Deutschland Brauch ist — nämlich Beifall zu klatschen oder zu trampeln (wie es noch heute die Studenten tun!) und andererseits Mißfallenskundgebungen durch Pfeifen Luft zu machen.

Wir Deutschen sind eben ein viel zu duldsames Volk, so daß es schon lange nicht mehr zu Mißfallenskundgebungen kam. Wir lassen alles über uns ergehen und sollten lieber mit unserem Beifall hier und da etwas sparsamer umgehen!

Vielleicht interessiert Sie mein Alter? Ich bin 36 Jahre alt.

Berlin-Neukölln — **Ingeborg Lehmann**

Es ist erstaunlich, daß gerade aus den Kreisen, die sonst überwiegend für die Schnulzensänger sind (man denke nur an die amerikanische „schwingende Hüfte" Elvis Presley), Torriani abgelehnt wurde. Was Herrn T. bei diesem Gastspiel widerfuhr, ist anderen, berühmteren Kollegen bei ihrem Auftreten auch schon passiert. Allerdings wurde nach diesen Tumulten niemand verurteilt. Daß der Herr Schnulzensänger dann sogar noch handgreiflich wurde, kann man nur zutiefst bedauern.

Köln-Dellbrück — **Wolfgang Berger**

Eines Mannes Leben

(Zu dem Bericht über Ernst Udet. Stern Nr. 46/1957 bis Nr. 12/1958)

Die Information an Herrn Angermund, Udet sei — Ehrenwort — am Herzschlag gestorben, wie sie der Stern in Nummer 46/57 geschildert hat, ist nicht von mir gegeben worden, sie stammt aus anderer Quelle.

Garmisch — **Oberst a. D. Max Pendele**

Die sündige Ehe

(Italienischer Bischof verdammt Ehepaar wegen versäumter Einsegnung ihres Bundes durch die Kirche. Stern Nr. 11)

Es ist doch jedermanns Privatsache, sich nur zivil oder mit allem Pomp trauen zu lassen. Nach meiner Meinung hat der Bischof einen ehrlichen Mann und eine anständige Frau auf das gröbste beleidigt und verunglimpft. Er hätte nach meiner Meinung ins Gefängnis gehört. Wurde er nur mit einer Buße belegt, weil sein Gegner ein marxistisch angehauchter Geschäftsmann ist?

Lugano/Schweiz — **Felix de Hennisky**

Im Jahre 1954 wurde das Bistum Prato von der Doppeldiözese Pistoia und Prato losgelöst und zu einem selbständigen Bistum erhoben. Am 7. Juli 1954 wurde Monsignore Pietro Fiordelli zum ersten Bischof von Prato erhoben. Er ist erst 42 Jahre alt und wurde am 9. Januar 1916 in Cittadi-Castello geboren, 1938 zum Priester geweiht. In absehbarer Zeit ist Sr. Exzellenz die Würde eines der 54 italienischen Erzbistümer sicher sowie höchstwahrscheinlich der hohe Rang eines Kardinals der römisch-katholischen Weltkirche. Das Bistum Prato zählte derzeitig 110 000 Katholiken neben 200 Nichtkatholiken, und zu

diesen 200 Nichtkatholiken zählten Signor und Signora Bellandi.

Stuttgart **Hugo Schiller**

Roman der verlorenen Söhne

(Über die Fremdenlegionäre. Stern Nr. 47/1957)

Ich glaube, nach zwölfjähriger Dienstzeit in der Legion darf auch ich mir einen Kommentar zu Ihrem „Roman der verlorenen Söhne" erlauben. Seit einigen Monaten bin ich im Fort St. Nicolas in Marseille bei einer Transit Kompanie. Durch Zufall fand ich in der Schublade meines Chefs (Adjutant Chef) ein Exemplar „STERN" mit einer Fortsetzung des Romans von Stefan Olivier. Auch ich war seit September 1948 bis Mai 1954 in Indochina. Ich kann nur sagen, wenn man die ungeschminkte Wahrheit schriebe, dann könnte überhaupt niemand die Verantwortung für die Veröffentlichung übernehmen. Die Schilderungen von Stefan Olivier sind noch sehr zurückhaltend und trotzdem der Wahrheit nahe!

Es wird Sie interessieren, daß hier wöchentlich zwei Transporte mit Kandidaten von Paris — Straßburg — Nice und einer von Lyon eintreffen, und daß nach neuester Statistik folgende Nationalitäten am häufigsten vertreten sind:

62 % Deutsche
17 % Italiener
9 % Ungarn
5 % Spanier
7 % verschiedener Nationalität.

Ich kann nicht verstehen, daß heute noch so viele Jungen den Weg zur Legion wählen, da doch über siebzig Prozent vor die Hunde gehen oder als jämmerliche Krüppel zurückkommen. Die Chancen zur Heimkehr liegen weit unter denen im letzten Weltkriege. — Bitte meinen Namen nicht veröffentlichen!

Marseille **XYZ**

Raketen

(Raumfahrt-Bericht Hans Noglys und Leserbriefe)

Es ist doch komisch, daß die Ansichten der Menschen so verschieden sind. Ich schreibe Ihnen wegen der Leserzuschrift von Frau Ilse Strowitz, die sich in ihrem Schreiben über den Bericht „Tausend Jahre wie ein Tag" empört. Ich bin 17 Jahre alt und darf Ihnen sagen, daß mich diese Serie sehr interessiert. Als Mensch kann man doch nicht genug lernen, und es ist doch gut, wenn man sich über den Anfang der Technik unterhalten kann. Bitte, bringen Sie nur weiter Ihre interessanten Berichte.

Berlin-Charlottenburg **Monika Grün**

Frau Strowitz bekam den Sternbericht „Tausend Jahre wie ein Tag" in die falsche Kehle. Sie empört sich zu unrecht. Hans Nogly schildert in seinem Bericht die Entwicklung der Raumschiffahrt. Zarenmord und Revolution sind in diesem Fall Randereignisse, die der Verfasser nicht auslassen kann. Es wird nichts verherrlicht. Die technische Entwicklung kann auch Frau Strowitz mit ihrem Machwerk nicht aufhalten. Das würde heißen: Gegen Windmühlen kämpfen. Es gab immer Menschen, die ihrer Zeit voraus waren. So wie es immer Menschen geben wird, die ihrer Zeit nachhinken.

Ludwigsburg **Dieter Schlägel**

Arme kleine Karla

(Über das Schicksal der Karla Große Dunker. Stern Nr. 5 und 13)

In Ihrem Bericht las ich, daß Hans Große Dunker für den Unterhalt seiner angeblichen Tochter 7576,— DM für den Zeitraum von drei Jahren an die deutsche Sozialbehörde in Hamburg zahlen soll. Der deutsche Staat zahlt für Kriegswaisen den Unterhaltsbetrag von 15,— DM pro Monat als Grundrente; unter Umständen sogar nichts, wenn der Verdienst der Mutter nach Meinung des Staates für den Unterhalt des Kindes „ausreichend" ist. Diese Rechnung geht nicht auf! Der deutsche Bürger soll ein Kind mit 180,— DM im Jahr versorgen, während der Staat für den gleichen Zweck 2500,— DM und mehr im umgekehrten Verhältnis verlangt. Ich glaube, die Regelung von Sozialfragen in Deutschland ließ nie so viel zu wünschen übrig wie jetzt.

New York **Mrs. Ch. Losch**

GEWINNE MIT

Kessi und Jan



BEDINGUNGEN:

1. Jeder kann mitmachen, außer den Angestellten von Verlag und Redaktion des Stern.
2. Schicken Sie die Lösung mit Ihrer Adresse (Blockschrift) auf einer Postkarte an KESSI beim Stern, Hamburg 100. Fügen Sie den Vermerk „Preisausschreiben Nr. 216" hinzu. Nicht oder ungenügend frankierte Einsendungen gehen zurück.
3. Einsendeschluß für das 216. Preisausschreiben ist der 17. April 1958. Maßgebend ist das Datum des Poststempels.
4. Die Preise werden unter den Einsendern richtiger Lösungen ausgelost.
5. Das Preisgericht wird von der Chefredaktion und dem Verlag des Stern bestimmt. Die Entscheidung ist unanfechtbar. Jeder Einsender unterwirft sich mit seiner Teilnahme diesen Bedingungen.

1. Preis eine goldene Armbanduhr im Werte von 250,— DM

2. Preis ein „CMS"-Eßbesteck, 24teilig, im Werte von ca. 125,— DM; 3. Preis eine Damenhandtasche oder Herrenkollegmappe Marke „Mädler" im Werte von ca. 75,— DM; 4.—78. Preis je eine Mitgliedschaft für die Dauer eines halben Jahres in Europas größter Buchgemeinschaft, Bertelsmann-Lesering; 79.—98. Preis je ein Sternbuch im Werte von 16,80 DM; 99.—298. Preis je ein Sternbuch im Werte von 14,80 DM; 299.—448. Preis je ein Sternbuch im Werte von 12,80 DM; 449.—598. Preis je ein Sternbuch im Werte von 9,80 DM; 599.—1248. Preis je ein Sternbuch im Werte von 7,80 DM.



Preisfrage Nr. 216: Welche beiden Schilder stehen falsch?

Ergebnis des Kessi-Preisausschreibens Nr. 213

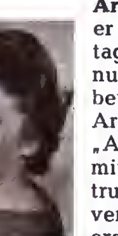
Man muß mindestens zweimal wiegen, um Kessis Schachtel zu finden. Unter den Einsendern der richtigen Lösung mußte das Los die Gewinner ermitteln.

1. Preis eine goldene Armbanduhr: Inge Sindt, Uhlenhorst
2. Preis ein 24teiliges Eßbesteck: Joachim Koch, Lützelsachsen
5. Preis eine MONTBLANC-Garnitur: Margrit Dähler, Kloten/Schweiz

Die Gewinner der Preise 4 bis 273 werden durch die Post verständigt.



In dem Film „Gestehen Sie, Dr. Corda" (nach dem tatsächlichen Fall Dr. Hoflehner)" spielt **Hardy Krüger** den Arzt, der des Mordes an seiner Geliebten verdächtig ist. Diese Rolle, eine Krankenschwester, spielt Eva Pflug. Sie wird — als Leichnam — nach längerem Suchen im Walde gefunden. Da sie dabei weder zu spielen noch zu sprechen, sondern lediglich still herumzuliegen habe, so erklärte der sparsame Berliner Produzent **Artur Brauner**, könne er ihr für den Drehtag als Leiche auch nur die halbe Gage bewilligen. — Als Artur Brauner, auch „Atze" genannt, sich mit dem Gedanken trug, einen Musikverlag zu gründen, ersannen Spötter sogleich dafür einen Namen: Atzeton.


Leiche Eva

„Wie schön, daß Sie Ihren Sohn Balduin getauft haben; das ist ein feiner Name und auch so traditionell", jubelte eine Verehrerin in ihrem Brief an **Claus Biederstaedt**. Sie hatte gelesen, daß Familienzuwachs eingetroffen sei. Auch von anderer Seite gingen Glückwünsche ein. Dabei handelte es sich gar nicht um einen Stammhalter. Biederstaedts hatten sich lediglich einen Hund angeschafft.

Unter 200 Bewerberinnen wurde das neun Monate alte dänische Baby **Charlotte** für eine Hauptrolle in dem Film „Ein Seemann geht an Land" ausgesucht. Lottchens Kollegen sind Karlheinz Böhm, Antje Geerk und Georg Thomalla. Nun aber kommt der Clou der Sache: Charlotte muß hier ein männliches Baby spielen und heißt im Film Bobby. Bei Nacktaufnahmen ist der Kameramann ängstlich darauf bedacht, Charlottes wahres Geschlecht zu verbergen. So ernst nehmen es die beim Film! Wenn ein männlicher Säugling mit Sex-appeal nicht aufzutreiben ist, flugs muß eine Dame in die Bresche springen.


Männliche Lotte

„Für so ein Kamel werden nun dreihundert Mark Tagesgage gezahlt", schimpfte der Regisseur Wolfgang Becker bei den Aufnahmen zu dem Film „Ich war ihm hörig". Gemeint war das **Kamel Chitta** aus dem Zirkus Krone, das man ins Münchener Atelier geholt hatte, um als Partner **Barbara Rüttings** im Innenhof eines marokkanischen Bauernhauses mitzuwirken. Laut Drehbuch sollte Chitta auf dem Hof ruhen. Aber immer, wenn die Scheinwerfer angedreht wurden, erhob sich das Kamel — vom Zirkus her auftrittsgewohnt — und sah sich aufmunternd nach den Schauspielern um, weil es einen Gefährten für seine Nummer suchte. Erst am Abend blieb das Kamel endlich im Scheinwerferlicht liegen. Es war nunmehr müde.

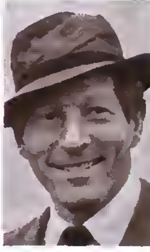

Chitta — Barbara: „Ich war ihm hörig"

„Ich werde keinen Film mehr mit Victure drehen", erklärte „Eisberg" **Anita Ekberg**. „Mr. Mature vergißt bei manchen Liebesszenen, daß ich verheiratet bin."


Eisberg Anita

Als soundsovielten Film-Schubert stellt die UFA in Kürze **Karlheinz Böhm** vor. Für das „Dreimäderlhaus" wurden eigens aus den USA die Schubert - Urheberrechte zurückgekauft. Anschließend ist Böhm für einen Karl-May-Film in Farbe und Cinemascope vorgesehen. Gedreht wird in der arabischen Wüste. Den nun folgenden Satz brauchen nur Karl-May-Fans zwischen 7 und 70 zu lesen: Den Hadschi Halef Omar Ben Hadschi Abul Abas Ibn Hadschi Dawudh al Gossarah spielt Georg Thomalla.

Danny Kaye, wie ihn keiner kennt: Er stand am Pult der New Yorker Philharmonie in der Carnegie-Hall und dirigierte das Vorspiel zum dritten Akt der Oper „Lohengrin" sowie Werke von Rossini und Tschaikowskij. Der Erlös des ausverkauften Konzerts floß wohltätigen Zwecken zu. Der erste Konzertmeister sagte hinterher: „Wir alle schätzen Mr. Kaye als großen Schauspieler und machten daher gute Musik. Keiner von uns kam etwa auf den Gedanken, ihn zu ärgern und das zu spielen, was er dirigierte."

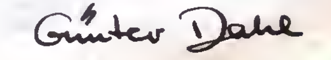

Dirigent Danny

Auf einen Vertrag, den ihr der italienische Filmproduzent **Ponti de Laurentiis** anbot, entgegnete **Romy Schneider**, sie sei mit Angeboten derart überhäuft, daß sie an den Knöpfen ihres Mantels abzählen müsse, ob sie jetzt ja oder nein sagen solle. Am nächsten Tag erhielt sie von Laurentiis einen Pelzmantel und ein Schreiben: „Sehe keinen Grund mehr für Ihr Zögern." Der Mantel hatte keine Knöpfe.

Übrigens . . .

Die UFA will den Roman „Der Großtyrann" von Werner Bergengruen mit O. E. Hasse, Silvana Mangano und Vittorio Gassmann verfilmen. — Frank Sinatra erwarb für achteinhalb Millionen Mark drei Rundfunksender im Nordwesten der USA. — Seit 130 Wochen steht die Electrola-Schallplatte mit der Originalmusik aus dem Film „Oklahoma" auf der amerikanischen Bestseller-Liste. Es folgt mit 87 Wochen die Musik aus dem Film „Der König und ich". — Zum Muttertag bringt Electrola eine Platte mit Liedern von Rudolf Schock heraus. Die Plattenhülle zeigt ihn zusammen mit seiner Mutter.

Und damit bis zum nächstenmal
Ihr



Blauband schmeckt so am besten!

Probieren Sie es mal: Frische Blaubandröllchen auf Korinthenbrot! Wirklich, feines Brot und gute Blauband passen ideal zusammen! Und immer schmeckt Blauband so taufrisch und natürlich, denn die neuartige Packung umhüllt sie sorgsam und schützt sie doppelt.

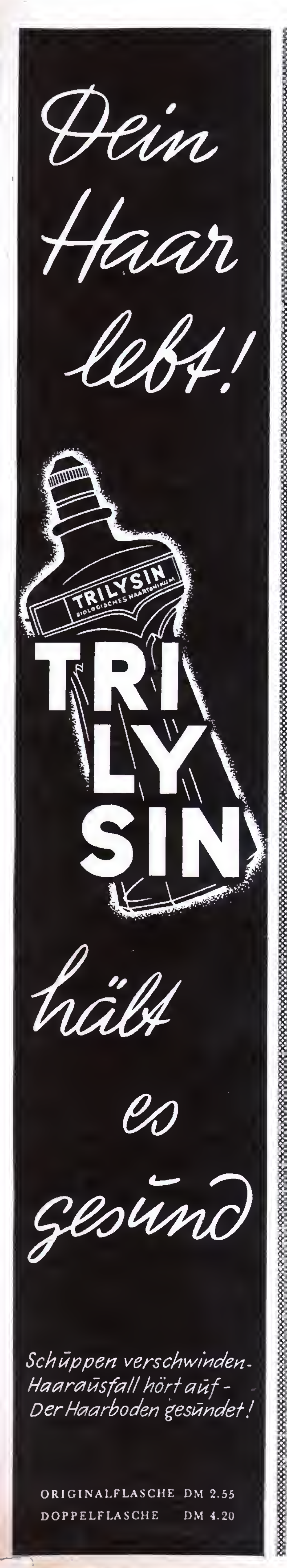


Noch eine Feinschmeckerprobe! Verfeinern Sie doch mal Rosenkohl mit Blaubandstückchen. Auch diese äußerst kritische Probe besteht Blauband mit höchstem Lob!

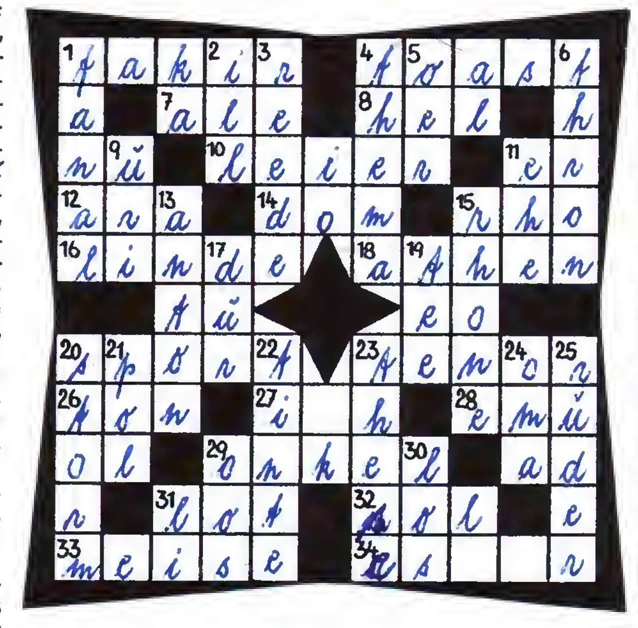


Immer läßt sich Blauband spielend streichen. Ob sie nun eiskalt aufbewahrt wird oder in der warmen Küche, nie ist sie zu hart, nie zu weich!

Blauband schmeckt taufrisch und natürlich

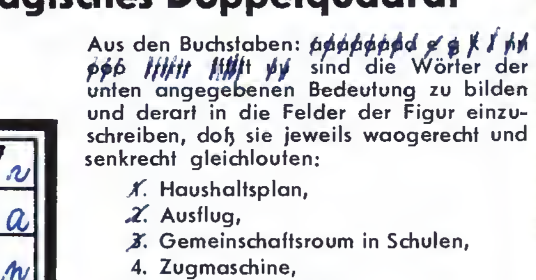


Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. indischer Gaukler, 4. Trinkspruch, 7. englisches Bier, 8. nordische Göttin, 10. Musikinstrument, 12. Papageienart, 14. kirchliches Gebäude, 15. griechischer Buchstabe, 16. Laubbaum, 18. europäische Hauptstadt, 20. Leibesübungen, 23. Singstimme, 26. nach Höhe und Tiefe bestimmbarer Klang, 27. Höhenzug zwischen Weser und Leine, 28. straußenähnlicher Vogel in Australien, 29. Verwandter, 31. früheres Handelsgewicht, 32. römischer Sonnengott, 33. Singvogel, 34. Fruchtäther für Genußmittel. — Senkrecht: 1. Feuerzeichen, 2. Nebenfluß des Rheins, 3. offener Ankerplatz für Seeschiffe vor einem Hafen, 4. Leitgedanke, wesentlicher Inhalt eines Werkes, 5. kleine Münze, 6. Herrschersitz, 9. Kanton in der Schweiz, 11. Lebensgemeinschaft, 13. männlicher Vorname, 15. schweizerisch-französischer Fluß, 17. Tanzart, 19. Getränk, 20. norddeutscher Dichter (1817—1888), 21. Teil des Magneten, 22. Schreibmittel, 23. Lehr- oder Leitsatz, 24. Kosename für eine Verwandte, 25. Bootszubehör, 29. griechische Göttin, 30. Lotterieanteil.

Magisches Doppelquadrat



Aus den Buchstaben: aaaaaaad e g k l nn ooo rrrrrr rrrrt uu sind die Wörter der unten angegebenen Bedeutung zu bilden und derart in die Felder der Figur einzuschreiben, daß sie jeweils waagerecht und senkrecht gleichlauten:

1. Haushaltsplan,
2. Ausflug,
3. Gemeinschaftsraum in Schulen,
4. Zugmaschine,
5. Verpackungsgewicht,
6. nordafrikanische Hafenstadt,
7. Theaterplatz.

Silbenrätsel

Aus den Silben: a — bi — bo — borg — chen — da — dal — de — de — der — di — die — dorn — e — e — eis — em — en — esch — eu — fich — ge — ge — geln — gie — ha — heil — hopf — i — in — ka — lauf — le — le — li — lie — lohn — ma — mit — mo — mo — mus — na — nau — ne — no — no — nun — on — re — re — rei — rhi — rös — ros — rot — se — sel — sen — ser — si — stra — ta — ten — ti — ti — ti — tor — un — un — us — we — wie — ze sind die zweiundzwanzig Wörter der unten angegebenen Bedeutung zu bilden. Die ersten und dritten Buchstaben, beide von unten nach oben gelesen, ergeben ein Wort von Johann Gottfried Herder. Bedeutung der Wörter:

1. päpstlicher Gesandter, 2. wehmütiges, lyrisches Gedicht, 3. Stadt in Oberitalien, 4. Dickhäuter, 5. Einsiedler, 6. jugoslawische Küstenlandschaft, 7. Antriebsmaschine, 8. Krankheit bei Schweinen, 9. weiblicher Vorname, 10. Vogel, 11. Werksvertreter, 12. Wintersportart, 13. Kreisstadt in Westfalen, 14. Verstopfung einer Schlagader, 15. Ehrenrettung, 16. Schmetterling, 17. Märchengestalt, 18. phäakische Königstochter, 19. Oper von Albert Lortzing, 20. Verderben, 21. Stadt an der Werra, 22. französischer Astrologe und Prophet (1503—1566).

1	Nuntius	12	~~Eissegeln~~ Iserlohn
2	Elegie	13	Eissegeln
3	Modena	14	Embolie
4	Rhinozeros	15	Rehabilitation
5	Eremit	16	Fichteneule
6	Dalmatien	17	Dornröschen
7	~~Motor~~ Dieselmotor	18	Nausikaa
8	Rotlauf	19	Undine
9	Ingeborg	20	Unheil
10	Wiedehopf	21	Eschwege
11	Reisender	22	Nostradamus

Vertauschte Köpfe

Bei den nachstehenden Wörtern sind jeweils die ersten Buchstaben gegen andere auszuwechseln, so daß neue sinnvolle Wörter entstehen. Bei richtiger Lösung des Rätsels ergeben die neu gefundenen Anfangsbuchstaben, in der angegebenen Reihenfolge hintereinander gelesen, eine Himmelserscheinung.

Wand — Enkel — Gote — Ruß — Kleve — Test — Boden — Kron — Bebel — Gage — Wonne — Liter — Pose — Hogel — Anhalt — Kuppe.

Auflösungen im nächsten Heft

Auflösungen aus Heft Nr. 14

Kreuzworträtsel: Waagerecht: 1. Bora, 4. Sinding, 9. Ham, 10. Zaun, 11. Eros, 14. Brett, 16. San, 17. Vase, 19. See, 20. Lied, 23. Othello, 25. Osteria, 28. Solo, 30. Eos, 32. Ader, 33. Nil, 34. Psalm, 36. Ekel, 37. Leon, 38. Ode, 39. Kamerad, 40. Elan. — Senkrecht: 1. Breslau, 2. Rhône, 3. Aas, 5. Nabe, 6. Dur, 7. Ines, 8. Gote, 12. Rain, 13. Tagbemd, 15. Tee, 16. Sperber, 21. Dose, 22. Glas, 24. Stollen, 26. Elie, 27. Los, 29. Onkel, 30. Epik, 31. Salm, 32. Amor, 35. Lee, 36. Ede.

Raten und Rechnen:

512	+	274	=	786
—		—		—
368	+	108	=	476
144	+	166	=	310

Winkelrätsel: 1—2 Arabeske, 2—3 Eidechse, 4—5 Laterne, 5—6 Erinnye, 7—8 Büttel, 8—9 Lapsus, 10—11 Alibi, 11—12 Itala, 13—14 Talg, 14—15 Geld, 16—17 Rom, 17—18 Man, 19—20 Od, 20—21 du, 22 S; die erste senkrechte Reihe ergibt: **Albatros**, die letzte waagerechte Reihe ergibt: **Sundasee**.

Deutsche Städte: 1. Remscheid, 2. Essen, 3. Gera, 4. Erfurt, 5. Neuss, 6. Stendal, 7. Breslau, 8. Unna, 9. Radebeul, 10. Gießen; die Anfangsbuchstaben ergeben: **Regensburg**.

SCHACH

Geleitet von Georg Kleninger

Ein Sieg der Verteidigung

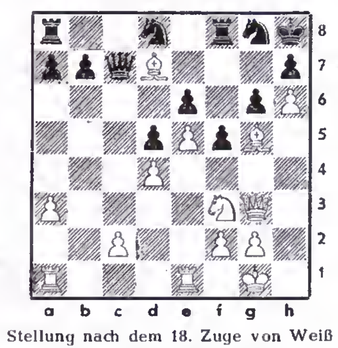
Partie Nr. 220

Französische Verteidigung

Gespielt im 6. Buthe-Pieper-Einladungsturnier zu Bochum-Langendreer, 1958

Weiß: Mattheus
Schwarz: Rausch

1. e2—e4 e7—e6 2. d2—d4 d7—d5 3. Sb1—c3 Lf8—b4 (Meister Nimzowitschs geniale Idee, die auch heute noch die Turniere beherrscht.) 4. e4—e5 c7—c5 5. a2—a3 (Am schärfsten, solider und wahrscheinlich auch besser ist 5. Ld2.) 5. . . . Lb4×c3+ 6. b2×c3 Dd8—c7 7. Dd1—g4 (Die Modefortsetzung, nachhaltiger dürfte jedoch 7. Sf3 sein.) 7. . . . f7—f6 (Hier wird meistens f5 gespielt.) 8. Lf1—b5+ Sb8—c6 9. Sg1—f3 c5×d4 10. c3×d4 f6—f5 (Zwecklos wäre das Damenschach auf a5, weil Schwarz infolge der Bedrohung von g7 doch nicht den Läufer auf b5 schlagen könnte.) 11. Dg4—g3 Sg8—e7 12. 0—0 0—0 13. h2—h4 Kg8—h8 14. h4—h5 Lc8—d7 15. h5—h6 g7—g6 16. Lc1—g5 Se7—g8 (Schwarz verteidigt sich sehr sorgfältig und wenn überhaupt, kann er nur dadurch gewinnen.) 17. Tf1—e1 Sc6—d8 18. Lb5×d7 (Diesen Läufer sollte sich der Anziehende mit Ld3 erhalten, nur im Angriff lagen ja seine Chancen. Jetzt ist die Verteidigung wesentlich erleichtert und dadurch kann Schwarz bald an Gegenspiel denken.)



Stellung nach dem 18. Zuge von Weiß

18. . . . Dc7×d7 19. Dg3—h4 Ta8—c8 20. Te1—e3 (Das ist bereits der Beginn einer unsoliden Angriffsanwendung. Aber tadeln kann man den Anziehenden deshalb nicht, sein Angriff hat sich eben totgelaufen.) 20. . . . Tc8×c2 (Angst kennt der ehemalige Nordrhein-Westfalen-Meister nicht, durch präzises Spiel triumphiert er nun rasch auf dem Damenflügel.) 21. Sf3—e1 Tc2—c4 22. Se1—d3 Sd8—c6 23. Sd3—c5 Dd7—c8 24. Ta1—d1 Sc6×d4 25. Td1×d4 Dc8×c5 26. Te3—d3 Tc4×d4 27. Td3×d4 Dc5×a3 28. Lg5—f6+ Sg8×f6 29. e5×f6 Da3—c1+ 30. Kg1—h2 Dc1—e7+ 31. Kh2—g1 Kh8—g8 Weiß gibt auf, jedes Weiterspiel wäre zwecklos, angesichts der vielen, schwarzen Mehrbauern! — Auch die Kunst der Verteidigung muß erlernt werden.



Schriftprobe und Schriftanalyse von **G. H., weiblich, 17 Jahre.**

Die Jugend der Schreiberin ist Grund genug, darauf hinzuweisen, daß unsere Aussagen nur temporären Wert haben können, weil die Entfaltung der Persönlichkeit noch nicht abgeschlossen ist.



Die Schreiberin steht also sozusagen am Anfang ihres Lebens, und wenn sie nur zögernd diesen Weg beschreitet, so kann uns das nicht wundernehmen beim Anblick ihrer Handschrift.

Es handelt sich bei der Schrifturheberin um ein junges Mädchen, das nicht gerade mit Energien und vitalem Aussichherausgehen vom Schicksal ausgezeichnet wurde. Trotzdem glauben wir, soweit man das heute schon erkennen kann, daß sie einen nicht zu umfangreichen Pflichtenkreis im Dasein gut ausfüllen kann, und zwar deswegen, weil sie nicht unerhebliche Qualitäten mitbringt, z. B. Fleiß, Sorgfalt, Ausdauer und Sachinteresse.

Es dürfte keine Schwierigkeiten bedeuten, mit der Schriftträgerin im täglichen Leben auszukommen, da sie im Grunde gutmütig und bereit ist, sich in eine Gemeinschaft einzuordnen. Wir glauben auch, daß sie, wenn sie sich zu einer eigenen Meinung durchgerungen hat, diese vertreten wird, ohne sich allerdings wesentlich zu exponieren. Sie ist kein Mensch, der im Scheinwerferlicht der Öffentlichkeit stehen mag, aber man darf sicher sein, daß sie da, wo man sie hinstellt, ihren Platz ausfüllen wird.

Hier ausschneiden!

Wenn Sie mit einer Handschriftenprobe, unter Beifügung eines genau adressierten Freiumschlages, per Einschreiben diesen

Stern-Gutschein für Schriftanalyse

an uns einsenden, erhalten Sie von unserem Mitarbeiter eine graphologische Charakterskizze zum Preis von 3,— DM (keine Briefmarken) bei Voreinsendung des Betrages angefertigt. Nachnahmen werden nicht berücksichtigt. Die Einsendung muß den Vermerk „Graphologie" tragen. Angabe von Alter und Geschlecht erforderlich. Die Schriftproben erhalten Sie zusammen mit der Analyse nach Möglichkeit innerhalb vier Wochen zurück. Der Verlag handelt hier im Namen und für Rechnung des Graphologen. 58/15



Mach's schmackhaft-
nimm Libby's
Libby's
EVAPORIERTE
MILCH
ZUCK
Ein Tip der Libby-Familie:
OBSTSALAT à la KLÄRCHEN!
Klärchen, unsere kleine Hausfrau, empfiehlt heute Obstsalat mit den Früchten der Jahreszeit. Apfelsinen, Äpfel, Bananen und dazu vielleicht etwas Eingemachtes oder einen Löffel Konfitüre. Das Obst kleinschneiden, gut einzuckern und ziehen lassen.
Danach kommen gehackte Nüsse darüber und . . . Libby's! Gerade Libby's macht diesen Obstsalat zu etwas Besonderem, weil der fein-sahnige Geschmack von Libby's das Aroma jeder einzelnen Frucht unterstreicht.
04 8 09
Libby's
EVAPORIERTE
MILCH
Nahrhaft und bekömmlich ist Libby's und so schmackhaft! Überzeugen Sie sich selbst: Reine, echte Libby's – das ist etwas Gutes! Und natürlich Libby's immer zum Kaffee!
Libby's fliesst so sahnig!